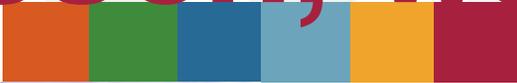


ALLES IST MÖGLICH

DAS FREIHEITS-HEFT



Wissen, was man will



Schlichte Parolen und einfache Wahrheiten hörst du jeden Tag. Wer nicht alles glauben will, braucht fundierte Standpunkte. Auf www.bpb.de holst du dir das politische Wissen zu den Themen, die dich angehen. Von A wie Arbeitsmarkt bis Z wie Zuwanderung.

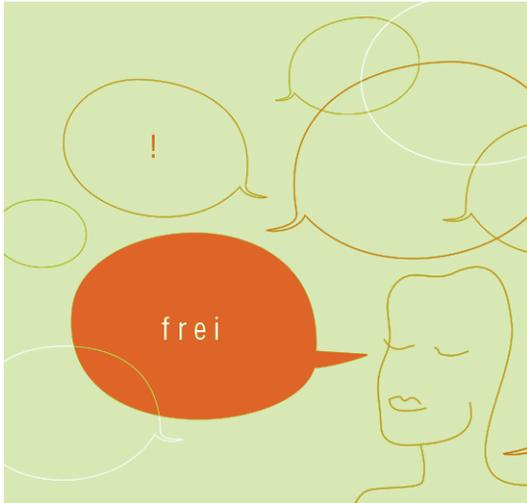
www.bpb.de ist die Internet-Adresse für alle, die mehr Wissen wollen. Zum Beispiel über das politische System und die Geschichte Deutschlands. Die Rubrik „Themen“ bietet übersichtliche Schwerpunkte mit vielen Publikationen und Materialien zu allen Politikfeldern.



- **Einsichten gewinnen** – die „Informationen zur politischen Bildung“ und viele andere Publikationen zum online Lesen oder Herunterladen
- **Begriffe nachschlagen** – mit den politischen Online-Lexika auf www.bpb.de
- **Ansichten verstehen** – die Video-Interviews mit Experten und Zeitzeugen
- **Wissen bestellen** – Bücher, Magazine und CD-ROMs über den Online-Shop nach Hause liefern lassen
- **Pläne schmieden** – der Veranstaltungskalender und die Rubrik „Veranstaltungen“ mit Aktionen und Festivals rund um Politik und Gesellschaft

www.bpb.de

Politisches Wissen im Internet



Editorial

Wer von Freiheit spricht, erntet hierzulande oft genug leere Blicke. Viele haben dieses Wort für sich in die Hohlräume der politischen Rhetorik abgelegt. Wir sind uns so sicher: Das Ensemble der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Freiheiten wird als gegeben hingenommen. Und es bewegt sich doch. Selbst die Grundvoraussetzungen der damit verbundenen Konzepte (Willensfreiheit z.B.) sind nie für immer garantiert. Alles ist möglich und sicher ist so gut wie nichts. In diesem Heft fragt fluter nach dem Status der Freiheiten heute. Wir suchen Situationen, in denen das Spannende und Bewegende dieser Ordnungen deutlich wird.

Für manche wird das ein Treibsand, wenn sie sich plötzlich als bewegte Atome in der „Generation Praktikum“ wiederfinden. Wie steht es um die praktische Freiheit eines erfolgreichen Unternehmers, seine eigene Version der Lebenskultur zu verwirklichen und dabei seinen Mitarbeitern ungewohnte Freiheiten zu lassen? Kann ich ein souveränes Individuum im Massenmarkt bleiben oder verschwinde ich in der Marketingmatrix? Ist das Internet eine neue Wildnis oder wird es zum Gehege der neuen Datenfürsten? Ist die Behauptung der gewonnenen Freiheiten auch hier nur gemeinsam möglich?

Freiheiten ohne Kehrseiten wird es nie geben. Diese Spannungsfelder vertragen keine Grabesstille. Unfreiheit kann man weder wegkaufen noch schadlos ausblenden. Was wirklich ist, ist nie frei von uns. Wenn es um Freiheit geht, sind wir immer mindestens teilnehmende Beobachter, wirksamer Teil dessen, was wir verstehen, erkämpfen, beklagen oder verleugnen. Die Wirklichkeit der Freiheit bleibt eine prekäre Variable, deren Geschick immer wieder auch in unseren Händen liegt. Das macht den Begriff der Freiheit zu einer Urkraft des Politischen und zur sozialen Frage. Das macht Menschen wie Michail Obosow so faszinierend. Das gibt Dichtern wie Friedrich Schiller auch jenseits ihrer Jahrestage eine Chance. Und das macht Persönlichkeiten wie Barbara von Dohnanyi-Bayer so optimistisch.

Thorsten Schilling

-
- 4 **Meinungsvielfalt:** Was ist Freiheit?
-
- 6 **Geisteswissenschaft:** Hat der Mensch einen freien Willen?
-
- 12 **Konjunkturbericht:** Freiheit in der Werbung.
-
- 14 **Grenzerfahrung:** Interview mit dem Psychologieprofessor Barry Schwartz über die Qual der Wahl.
-
- 18 **Erkennungsdienst:** Nutzen und Gefahren der RFID-Technik.
-
- 20 **Wegbeschreibung:** „Generation Praktikum“ – wohin solls gehen?
-
- 24 **Machtwechsel:** Wie das Internet zur kontrollierten Zone wird.
-
- 26 **Aufklärung:** Die Geschichte des Freiheitsbegriffs.
-
- 28 **Ansichtssache:** Wenn Freiheit zum Kunstwerk wird.
-
- 34 **Gesellschaftsspiel:** Was „Die Räuber“ uns heute noch sagen.
-
- 36 **Entwicklungshilfe:** Der russische Student Michail Obosow kämpft für mehr Demokratie in seinem Land.
-
- 40 **Haltungsnoten:** Jeder strebt nach Freiheit auf seine Art. Eine Typologie.
-
- 42 **Deutschlandreise:** Barbara von Dohnanyi-Bayer über ihr Leben und den Wert der Freiheit.
-
- 43 **Impressum**
-
- 44 **Betriebsausflug:** Die Erfolgsgeschichte des eigenwilligen Unternehmers Bobby Dekeyser.
-
- 48 **Grundmelodie:** Freiheit in der Popmusik.
-
- 50 **Auswahlverfahren:** Gewinnspiel.
-

Titelfoto: Elliott Erwitt / Magnum Photos / Agentur Focus



Als Tanja Stelzer, 34, den Unternehmer Bobby Dekeyser auf dem Gelände seiner Gartenmöbelfirma Dedon besuchte, wäre sie am liebsten gleich dort geblieben: Sie fühlte sich nicht wie bei einer Recherche, sondern wie im Cluburlaub, so viele Sport- und Wellnessangebote bekam sie zu sehen. Ihr Texthonorar will sie beiseite legen – sie möchte sparen, bis sie es sich leisten kann, die eigene Terrasse mit Dedon-Möbeln auszustatten. >> Seite 44



Grafikerin Alexandra Rusitschka (rechts) und Praktikantin Franziska Görts suchten für die Bildstrecke Kunst zum Thema Freiheit. Sie entschieden sich für Werke so renommierter Künstler wie Vanessa Beecroft, Olaf Nicolai oder des Biennale-Kurators von 2006, Maurizio Cattelan. Für die Abdruckgenehmigungen telefonierten sie um die halbe Welt. Am Ende verbrachten sie mehr Zeit am Telefon als vor dem Computer. >> Seite 28

Was ist Freiheit?

Christian Weiland, 19, Azubi (Kfz-Mechaniker)

„Freiheit bedeutet natürlich, eigene Entscheidungen treffen zu können. Aber richtig frei fühle ich mich nur, wenn ich relaxen und Spaß haben kann.“



Karin Thöne, 32, Schauspielerin

„Wenn ich auf der Bühne stehe, empfinde ich Freiheit.“



Jonas Strödel, 21, Lehramtsstudent und Praktikant

„Freiheit heißt für mich, mich entfalten zu können, dort leben zu können, wo ich gern bin. Mit meiner Freundin zusammen zu sein.“



Yanina Unang, 19, Schülerin

„Freiheit bedeutet, frei denken zu dürfen.“



Korbinian Schätzle, 19, Abiturient

„In einem Land gibt es dann Freiheit, wenn soziale Gerechtigkeit herrscht.“



Nora Igl, 25, Modeschülerin

„Freiheit heißt zufrieden sein.“

Spaß haben, soziale Gerechtigkeit, auf der Bühne stehen oder einfach gar nichts machen. Wir sind auf die Straße gegangen und haben uns umgehört.

Umfrage: Bastian Obermayer Fotos: Stephanie Füssenich

Christopher Elliott, 22, Rettungsanitäter

„Das Gegenteil von dem, was gerade im Land meiner Eltern passiert, den USA. Freiheit ist, alles tun und lassen zu können, womit man niemandem in die Quere kommt.“



Susann Bär, 20, Arzthelferin

„Für mich bedeutet Freiheit, oft und weit reisen zu können und dabei viel erfahren und erleben zu können.“



Thomas Geißler, 21, demnächst Sozialpädagogikstudent

„Das Leben völlig unabhängig von der Meinung anderer zu gestalten.“



Kenza Rochd, 22, BWL-Studentin

„Freiheit bedeutet, keine Angst haben zu müssen und die Welt ohne Grenzen sehen zu dürfen.“



Andreas Egginger, 25, BWL-Student & Drehbuchautor

„Arbeiten zu können, wann ich will, und unter der Woche rauszukönnen in die Berge. Berge sind Freiheit.“



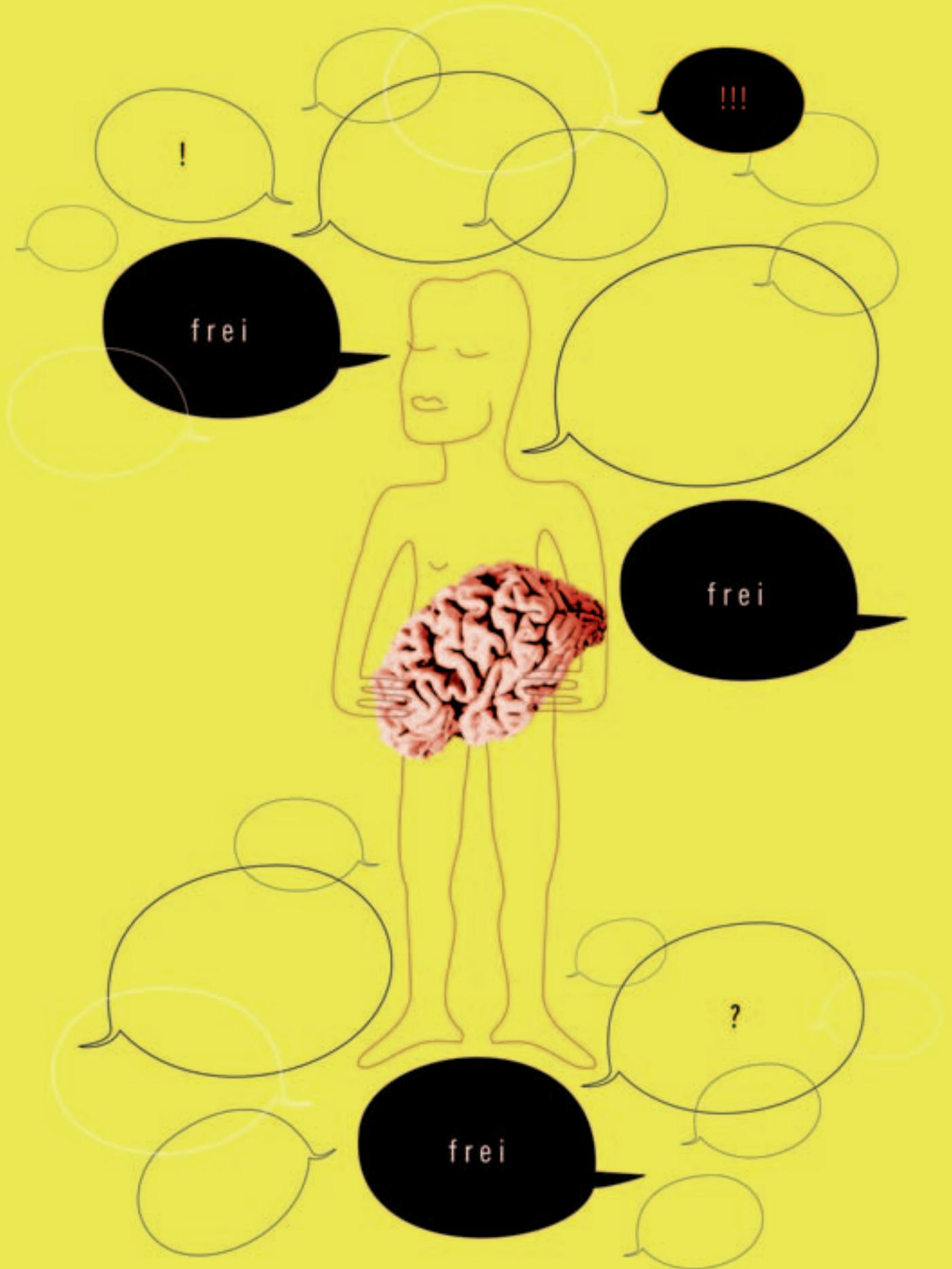
Michaela Cosenza, 24, Flugbegleiterin

„Freiheit bedeutet, eine eigene Meinung haben zu können und nicht diskriminiert zu werden.“

Mein Wille geschehe?

Philosophen und Neurobiologen sind sich uneins: Gibt es Willensfreiheit wirklich? Oder entscheiden gar nicht wir, was wir tun, sondern Prozesse, die in unserem Gehirn ablaufen?

Text: Julia Decker Illustration: Ruzi



!

!!!

frei

frei

frei

?



Der Wille ist nicht frei.

es dann zu einer Handlung. Daraus folgt für die Neurowissenschaftler: Willensfreiheit gä-

Morgens in der Küche. Im Kühlschrank stehen zwei Marmeladen – Himbeere und Aprikose. Vor dem Kühlschrank stehe ich, habe Hunger und nehme die Himbeermarmelade, weil ich heute ein Brot mit Himbeermarmelade essen will. Aber frei entschieden habe ich mich dazu nicht. Denn der Wille ist nicht frei – das haben Neurobiologen festgestellt. Hirnforscher wie etwa der Bremer Professor Gerhard Roth bezeichnen den freien Willen als Illusion. Lange Zeit glaubte man in den Naturwissenschaften, es könne nicht wissenschaftlich geklärt werden, ob der Wille frei ist oder nicht – die Fragestellung sei daher eine rein philosophische. Nach den neuesten Erkenntnissen der Neurowissenschaftler ist es jedoch nicht meine freie Willensentscheidung, ob ich mir zu einem bestimmten Zeitpunkt ein Himbeermarmeladebrot mache oder ein Aprikosenmarmeladebrot, sondern die Folge von ständiger Gehirnaktivität, also einer Art unendlichem Gespräch von Nervenzellen. Diese Aktivitäten werden als Motive bezeichnet. Ohne dass es uns bewusst ist, werden im Gehirn ununterbrochen Motive abgewogen, die für oder gegen eine Handlung sprechen. Ein Motiv gewinnt und so kommt

be es nur, wenn es ein Handeln ohne Motiv gäbe. Das aber ist unvorstellbar. Denn der Mensch tut immer irgendetwas – sitzen, lächeln, reden zum Beispiel – und dafür hat das Gehirn ein Motiv, immer.

Die Grundlage zur Annahme, dass der freie Wille eine Illusion ist, schuf das Experiment des amerikanischen Physiologen Benjamin Libet in den Achtzigerjahren. Libet bat Probanden, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes den Arm zu heben. In dem Moment, in dem sie sich entschlossen, den Arm zu heben, sollten sie einen Knopf drücken. Libet konnte Gehirnaktivität messen, die etwa eine halbe Sekunde vor dem Willensschluss einsetzte. Daraus wurde gefolgert, dass der Willensakt nicht die Ursache, sondern eine Folge von Hirnprozessen ist: Die Testpersonen hätten damit die Entscheidung, den Arm zu heben, unbewusst bereits getroffen, ehe sie auf den Knopf drückten – es sei keine freie Willensentscheidung gewesen. Bei der Handlung, zum Beispiel morgens aufzustehen, geht der Kampf vielleicht von folgenden Motiven aus: Was könnte passieren, wenn ich weiterschlafe? Bekomme ich Ärger im Büro, wenn ich nicht pünktlich bin? Oder

Der Wille ist frei.

der Psyche eines Menschen passiert – kein Glücksgefühl, keine Angst, keine Freude und eben auch keine Willensentscheidung –, ohne dass etwas im Gehirn geschieht. „Was ist dann der Wille?

Morgens in der Küche. Im Kühlschrank stehen zwei Marmeladen – Himbeere und Aprikose. Vor dem Kühlschrank stehe ich, habe Hunger und nehme die Himbeermarmelade, weil ich heute ein Brot mit Himbeermarmelade essen will. Dazu habe ich mich frei entschieden. Denn der Wille ist frei. Davon geht ein Teil der Philosophen aus. Und er bleibt dabei, auch wenn Neurobiologen sagen, dass die Willensfreiheit das Ergebnis festgelegter Aktivitäten im Gehirn ist. Einer, der sich in die aktuelle Debatte zum freien Willen einmischt, ist Peter Bieri, Professor für Philosophie in Berlin und Autor des Buches *Das Handwerk der Freiheit*. Philosophen und Neurobiologen unterscheiden sich seiner Ansicht nach darin, wie sie mit dem Wort „Willensfreiheit“ umgehen. „Es gab in der Philosophie den Gedanken, dass der Wille nur frei ist, wenn er keine Vorgeschichte hat. Doch das ist falsch. Der Wille ist dann frei, wenn er auf die richtige Weise von einer Person kontrolliert wird.“ Die Entdeckungen der Neurobiologie erkennt Bieri dennoch an. „Es leuchtet ein, dass nichts in

Der Wille ist derjenige unter unseren vielen Wünschen, der sich durchsetzt und in einer Handlung mündet. Und wo ist der Wille? Nicht an einer bestimmten Stelle im Menschen lokalisierbar, auch nicht im Gehirn. Bieri sagt: „Der Wille ist nicht getrennt von der Lebensgeschichte oder der Situation, sondern die Freiheit des Willens besteht in der richtigen Bestimmung des Willens durch kontrollierendes Überlegen.“ Wenn jemand nach dem Abitur über die Berufswahl und die eigenen Fähigkeiten nachdenkt, ist er am Ende vielleicht überzeugt, Anwalt werden zu wollen. Die Entscheidung wurde dann aus freiem Willen getroffen.

Nach Bieri lautet die Formel: Die Freiheit des Willens ist so groß wie die Selbsterkenntnis und die Selbstkontrolle. Je besser wir über uns Bescheid wissen – wer wir sind, wie wir denken, was wir möchten –, desto besser wird es uns gelingen, den Willen unter Kontrolle zu bringen, ihn zu bewerten und zu verstehen. All das kann man üben. So gesehen ist Willensfreiheit das Resultat von Arbeit.

habe ich Ferien und schlafe deshalb weiter? Wenn ich Hunger habe, bleibe ich wahrscheinlich nicht liegen und so weiter. Ich habe zwar das Gefühl, dass es meine freie Entscheidung ist, aufzustehen oder liegen zu bleiben. Die Hirnforschung sagt aber, dass ich aufgestanden oder liegen geblieben bin, weil sich mein ganzes Leben lang Motive aneinander gereiht haben, die dann dazu führen, dass ich im Bett bleibe oder aufstehe. Und: Die gleichen Motive führen theoretisch bei jedem Menschen zur gleichen Handlung.

Gerhard Roth, einer der führenden deutschen Hirnforscher, erklärt: „Alle verfügbare empirische Erkenntnis sagt uns, dass diese Abwägungsprozesse, so kompliziert sie auch sein mögen, stets im Rahmen genetischer Vorgaben, frühkindlicher Erfahrungen und weiterer sozialer Einflüsse stattfinden und sich nirgendwo ein Moment von Freiheit im alternativistischen Sinne, das heißt eines Andershandelns unter ansonsten identischen Bedingungen, findet. Es gibt nicht einmal ein plausibles Denkmodell, wie in diesem Prozess ein solches Moment entstehen könnte.“

Allerdings halten manche Hirnforscher die Diskussion über die Freiheit des Willens für sinnlos, weil sie auf einem Missverständnis basiere. Der Münchner Neurowissenschaftler Ernst Pöppel ist einer von ihnen. Seiner Meinung nach wurde der Begriff „Wille“ genauso wie „Aufmerksamkeit“ oder „Wahrnehmung“ erfunden, damit man über sich selber nachdenken und sich mit anderen darüber unterhalten kann.

„Ketten, die ich nicht spüre, sind keine Ketten.“

„Jetzt nach dem Sitz der erfundenen Begriffe im Gehirn zu suchen ist der falsche Ansatz“, erklärt er.

Auch wenn man die neuen Erkenntnisse der Hirnforschung anerkennt und sich so an der Diskussion beteiligt: Im Alltag ändert sich nichts. Psychologisch gesehen ist das Gefühl, einen freien Willen zu haben, dringend notwendig, weil sonst niemand handeln könnte. Würde ich mich nicht frei fühlen zu entscheiden, wie ich einen Abend verbringe, ob im Kino oder zu Hause, wäre ich unfähig zu handeln. „Im Alltag ist es egal, ob ich in den Film gehe, weil mich eine gute Werbekampagne dazu gebracht hat. Ketten, die ich nicht spüre, sind keine Ketten“, sagt Gerhard Roth. Die Alltagsvorstellung von Willensfreiheit ist und bleibt: Ich kann tun, was ich will. Unfrei fühle ich mich nur, wenn ich zu etwas gezwungen werde, zum Beispiel jemand droht, mich zu erschießen, wenn ich nicht aufstehe. Das Gefühl der Unfreiheit entsteht in dem Fall von außen. Bin ich zu betrunken, um aufzustehen, entsteht das Gefühl der Unfreiheit von innen.

Aber was bedeutet die Aussage: „Der freie Wille ist eine Illusion“ bei der Frage nach Schuld? Das geltende Strafrecht geht davon aus, dass Schuld einen Täter voraussetzt, der anders hätte handeln können, wenn er nur gewollt hätte. Gleichzeitig kann nach geltendem Strafrecht niemand für etwas verantwortlich sein, was er nicht beeinflussen konnte. Dazu Gerhard Roth: „Wenn ein Täter vor Gericht steht und wirklich glaubhaft machen kann, dass er auf-

Die Freiheit des Willens setzt sich zusammen aus Erinnerungen, Emotionen, Überzeugungen und Vorstellungen. Es ist auch dann eine freie Willensentscheidung, wenn jemand Anwalt werden möchte, weil seine Eltern es wünschen oder weil er denkt, er könnte sich als Anwalt am ehesten drei Autos und ein Haus kaufen – solange der Wille kontrolliert ist. Zur Kontrolle des Willens kommen zwei weitere wichtige Punkte, die einen Willen erst zu einem freien Willen werden lassen: Er muss von demjenigen, der ihn hat, gutgeheißen werden und der Mensch muss seinen Willen verstehen. Das Gegenteil wäre der Wille eines Süchtigen, der weiter raucht, obwohl er weiß, dass ihm Rauchen schadet; oder der neurotische Wille, immer die gleiche Art von Partner zu wählen, obwohl sich in der Vergangenheit herausgestellt hat, dass es jedes Mal zu einer schwierigen Trennung kommt. Aber einem unfreien Willen ist man nicht hilflos ausgeliefert. „Freud hat gesagt: Wenn man durch eine Therapie eine Neurose behebt, dann gibt man dem Betroffenen die Freiheit zurück“, erklärt Bieri.

Abstrakte Intelligenz, wie etwa mathematische Begabung, hilft bei der Suche nach dem freien Willen nicht. Viel wichtiger ist die Beobachtung des eigenen Verhaltens und des Fühlens. Und eine spezielle Form von Bildung: Ein gebildeter Mensch ist einer, der nicht glaubt, dass seine Art zu leben die einzig richtige und mögliche ist. Er besitzt stattdessen die Fähigkeit, sich ganz verschiedene Lebensweisen vorstellen zu können. Deshalb ist der gebildete Mensch einer, der weiß, was in der Welt und im menschlichen Leben alles vorkommen

kann. Auf Reisen zum Beispiel kann man solche Erfahrungen machen. Auch Lesen fördert das Einfühlungsvermögen in andere Personen: Wer sich mit Romanfiguren identifizieren kann, kann so seine Selbstwahrnehmung verbessern. In dem Maß, in dem der Mensch einen so genannten Horizont hat, kann er sich fragen: Was will ich eigentlich? Je mehr er sich das fragt, desto mehr Möglichkeiten hat er, sich um den eigenen Willen zu kümmern und so Freiheit zu erlangen.

Der Zufall bestimmt, welches Los jemand in der genetischen Lotterie gezogen hat, mit welchen Begabungen er auf die Welt kommt: emotional wie intellektuell. Je fähiger jemand ist, auf sich selber zu achten, desto größer wird die Chance sein, einen freien Willen zu entwickeln. Bringt man einem Kind bei, sich in andere hineinzuversetzen, indem man ihm vermittelt, wie unterschiedlich es sich anfühlt, angelächelt zu werden oder angespuckt, dann wird das Kind später auch leichter einschätzen können, wie sein Handeln auf andere wirkt. Diese Fähigkeit wiederum ermöglicht eine genauere Eigenbeobachtung und in der Folge wieder einen freieren Willen.

Auch die Beobachtungen anderer helfen: Zwar haben die nicht immer Recht mit der Deutung unserer Person, aber unsere Eigenwahrnehmung kann uns genauso täuschen. Die griechischen Philosophen kannten den Begriff „Willensfreiheit“ gar nicht, sie hatten nur eine Idee von Handlungsfreiheit. Demnach galt: Jemand ist in seinem Handeln frei, wenn er tun kann, was er will. Die Handlung wiederum ist dann frei, wenn sie dem eigenen Willen gehorcht.

grund genetischer, frühkindlich erworbener und späterer sozialer oder entwicklungsbedingter Faktoren so ist, wie er ist, und deshalb nicht anders handeln konnte, dann muss er bereits nach heutigem Strafrecht freigesprochen oder zumindest als nicht schuldfähig angesehen werden. Außer in Fällen schwerer hirnanorganischer oder psychischer Störungen ist eine solche Beweisführung heute eine Fiktion, weil ein solcher Beweis nicht zweifelsfrei geführt werden kann, aber denkbar ist sie durchaus.“ Die Hirnforscher bemühen sich zusammen mit Strafrechtlern um eine neue Definition des Schuldbegriffes. Dass eine Gesellschaft vor Tätern geschützt werden muss, stellen sie jedoch nicht in Frage.

Die neuen Erkenntnisse berühren auch das Privatleben. Wenn ich heute erfahre, dass mein Partner mich betrügt, kann ich zwar sagen: Er kann ja nichts dafür, ich bleibe weiter mit ihm zusammen, schließlich haben unzählige Motive ihn so handeln lassen, er hatte gar nicht die Freiheit, sich dagegen zu entscheiden. Ich kann aber auch sagen: Wenn im Gehirn meines Partners eine Reihe von neuronalen Vorgängen ablaufen, die ihn so handeln lassen, dann entscheide ich mich gegen diesen Partner. Oder ich kann ihn bitten, an sich zu arbeiten, damit er nicht mehr in die Lage kommt, mich zu betrügen. Denn wie Gerhard Roth sagt: „Menschen können sich sehr wohl ändern, auch wenn der freie Wille im absoluten Sinne ei-

ne Illusion ist. Jungen Menschen fällt es allerdings leichter sich zu ändern als alten.“ Menschen können sich aber in ihrem Verhalten nur in dem Maße ändern, wie ihr emotionales Gedächtnis dies zulässt. Gehirnvorgänge kann man nicht per bloßen Willensentschluss beeinflussen. Der Wille ist ein Gehirnzustand, der andere Gehirnzustände ändert. Das Gehirn diszipliniert sich dabei selbst – wir erleben dies als willentlich-bewusst angestrebte Verhaltensänderung. Nun könnte man vermuten, dass die eigene Zukunft vorhersehbar wird, wenn alle Willensscheidungen tatsächlich vorhersehbar werden, wüsste man genügend über die Motivlage im Gehirn. Diese Vorstellung entkräftet Gerhard Roth mit einem Satz des Mathematikers Pierre-Simon Laplace: „Wenn der Weltgeist von der Welt alles wüsste, alles Vergangene und alles Gegenwärtige, dann könnte er die Zukunft voraussagen. Dies ist aber aus heutiger Sicht unmöglich: Wenn der Weltgeist nämlich Teil der Welt ist, wird seine Überlegung immer Einfluss auf die Welt nehmen, deren Teil er ist. Und wenn er nicht Teil der Welt ist, kann er auch keine Voraussage machen. Daraus folgt, dass eine umfassende Voraussage der Zukunft logisch nicht möglich ist; wir können nur Dinge annähernd gut voraussagen, die mit uns möglichst wenig zu tun haben. Am wenigsten kann ich mein eigenes Verhalten voraussagen, und zwar auch dann nicht, wenn es vollständig determiniert ist.“

Der Mensch fühlt sich glücklich, wenn er tut, was er will.

Der Wille darf allerdings nicht mit einem Wunsch verwechselt werden. Wenn ein Wunsch zum Willen werden soll, dann gilt in der Regel: Man lässt einen Wunsch nur dann zum Willen werden, wenn man glaubt, den Wunsch realisieren zu können. Es ist der Wille, der einen dann handeln lässt. Ein Beispiel: Wenn ich beschließe, morgen in der Mailänder Scala eine Arie zu singen, ist das erst mal ein Wunsch. Wenn ich weder Sänger bin noch ein Engagement an der Scala habe, bleibt es ein Wunsch. Ließe ich meinen unrealistischen Wunsch zu meinem Willen werden und würde danach handeln – also nach Mailand fahren und mich auf die Bühne stellen –, würde man mich als verrückt bezeichnen.

Der Mensch fühlt sich glücklich, wenn er tut, was er will. Es gibt aber auch Zustände des Glücklichen, in denen man nicht mehr Herr des eigenen Willens ist. Der Moment des Verliebtseins ist ein harmloses Beispiel. Auch Sektenanhänger geben ihren Willen ab und erfahren so vorübergehend etwas Entlastendes. Sie sind zwar glücklich, haben aber die Kontrollinstanz ihrer Willensfreiheit an einen Guru delegiert. Bieri sagt: „Wir Menschen sind nicht so gemacht, dass es uns gut geht, wenn wir längerfristig die

Regie über unseren Willen abgeben. Das bewegt zwar Massen, wie man bei den Massenpsychosen im Faschismus oder im Stalinismus sehen kann: Die Menschen strahlen, tanzen und sind euphorisch, aber sie sind auf künstliche

Weise high. Das ist nur eine besondere Variante des Sichelglücklich-Fühlens und sicher nicht die, auf die es langfristig ankommt.“

Die Möglichkeit, sich einen freien Willen zu erarbeiten, gibt es in jedem Alter. Denn die Lernfähigkeit und damit die Gedächtnisleistung nimmt mit den Jahren nicht ab, es kommt nur darauf an, wie man sie im Laufe seines Lebens trainiert. „Man sollte immer davon ausgehen, dass alle Leute lernen können. Und eine Politik, die das nicht beachtet, ist eine falsche Politik.“ Eine im politischen Sinne freie Gesellschaft ist nach Bieri eine, die für jeden Menschen die Chance so groß wie möglich macht, in seinem Willen frei zu werden.

Folgt man Bieri, wäre eine Welt, in der alle Menschen einen freien Willen haben, eine friedliche Welt – weil sich die Menschen gut in die Lage anderer versetzen könnten: „Es gäbe Frieden. Denn jemand, der sich vorstellen kann, wie es ist, angegriffen zu werden, der greift nicht an.“

FEEL FREE

SAY YES!



TO

SAY

NO

**NO
NO
NO**



Die verkaufte Freiheit

Kreditkarten, Autos, Bier, Versicherungen oder auch das Nichtrauchen – die Werbung benutzt die Botschaft der Freiheit, um Produkte attraktiv zu machen. Was steckt hinter dem Gedanken einer solchen Kampagne? Ein Beispiel.

Text: Johannes Nitschmann Illustration: Thomas Kartsolis

Dominik Pietzker sitzt im Konferenzraum der Berliner Werbeagentur Media Consulta, die in einer ehemaligen Schuhfabrik in Berlin-Mitte residiert. In das alte Gebäude an der Wassergasse ist viel Hightech eingezogen. In die furnierte Frontwand des Konferenzraumes sind eisgraue Bildschirme eingelassen, an der Seite hängt eine große Leinwand für den PC-Projektor. Hier verkauft Pietzker „Illusionen, die zu Herzen gehen“, wie er das nennt.

Pietzker arbeitet als Creative Director bei Media Consulta. Der 37-Jährige trägt ein T-Shirt mit V-Ausschnitt und dunkelblaue Jeans zu hellbraunen Wildlederschuh. Ein Sonnyboy mit Zahnpastälächeln. Germanistik, Geschichte und Philosophie hat er studiert und am Ende seinen Doktor gemacht. Dann lockten Freiheit und Abenteuer, sagt er süffisant. „Aber auch das angeblich große Geld, das in der Werbung gemacht wird.“ Statt Goethe nachzuspüren, sucht Pietzker nun nach zündenden Sprüchen und Slogans.

Bei den Kopfgeburten der Kreativen unterscheidet er zwischen „So-what-Ideen“ und „Boa-ey-Ideen“. Die erste Gattung wird „gleich in die Tonne gekloppt“. Mit einer „Boa-ey-Idee“ lassen sich manchmal Millionen machen. Pietzker hat eine Nase dafür, er muss sie haben. „Der Wettbewerb ist unerbittlich. Mittelmaß wird nicht akzeptiert.“ Eine der größten Kampagnen, die Media Consulta bislang gemacht hat, begann im Herbst 2001 mit einer schlanken Zeile. „Feel free to say no.“ Aus diesen fünf Worten entstand der Claim für eine europaweite Werbung gegen das Rauchen. Ausgeschrieben worden war die Informationskampagne von der Europäischen Kommission. Zielgruppe waren 14- bis 18-Jährige in 15 EU-Ländern. Es gab einen Gesamtwerbeetat von insgesamt 18 Millionen Euro. Unter mehr als

zwanzig Agenturen machten die Kreativen aus der Berliner Schuhfabrik das Rennen.

„Der Claim der Kampagne lädt dazu ein, wirkliche Freiheit zu genießen“, sagt Pietzker. Skelette oder unappetitliche Röntgenbilder mit Lungenkrebs waren für die Berliner Werber tabu. „Der erhobene Zeigefinger war ein absolutes No-no“, erläutert er die Vorgaben an das Team.

Jugendliche beginnen mit dem Rauchen „nicht wegen des Geschmacks, sondern aus Imagegründen“, erklärten Wissenschaftler den Werbern bei der Vorbereitung. Deshalb, sagt Pietzker, seien die Kernbotschaften der Kampagne nicht als Verbot oder Warnung inszeniert, sondern „auf emotionale, sympathische und kreative Weise kommuniziert“

„Fast alle Werbebotschaften verpuffen im Weltraum.“

worden. Auch Zigaretten- und Alkoholprodukte werben mit den Emotionen der Freiheit. „Wir haben uns gegen den Mainstream gestellt und Mäh statt Muh gemacht“, sagt Pietzker. „Guerillamarketing“ nennen die Experten solche Praktiken. Dabei gehe es darum, mit einem begrenzten Finanzbudget „Formen zu finden, die mit Gewohnheiten brechen und Konventionen unterlaufen“. Bei der Imagekampagne für das Nichtrauchen werde Jugendlichen etwas erlaubt, was ihnen in der Regel nicht gestattet ist, sagt Pietzker: „nein zu sagen“. Nein zu Drogenmissbrauch und Abhängigkeit, zu Gruppenzwang und Uniformität, zu Zigaretten und Nikotin.

„Die wirkliche Freiheit ist die Freiheit, nein zu sagen“, hämmern die Macher der Kampagne auf Plakaten und in TV- und Kinospots. Ihre Zielgruppe, die Jugendlichen, stellen sie als „Zielscheibe“, „Sklave“ und „Opfer“ der mächtigen Tabakindustrie dar. Für ihren Nichtraucherfeldzug hat die EU-

Kommission prominente Unterstützer wie den Europäischen Fußballverband UEFA gefunden. Fußballer wie Luis Figo, Zinedine Zidane oder Michael Ballack flöten die Botschaft auf Eurosport und bei MTV. Zahlreiche Fernsehsender in Europa stellten kostenlose Werbezeiten zur Verfügung. Mit internationalen Popstars wie Moby oder Sophie Ellis Bextor wurden Kinospots abgedreht: „No future for cigarettes.“

Zwischen 2002 und 2004 erzielte der Werbefeldzug laut Media Consulta europaweit eine Milliarde Kontakte. Demnach konnten jedes Jahr etwa 36,6 Millionen Jugendliche zehnmal erreicht werden. Das ist viel und wenig zugleich. Nach wissenschaftlichen Studien nimmt sich der Magazinleser für eine Anzeige gerade noch 1,2 Sekunden Zeit, pro Tag prasseln 75 Botschaften auf einen Bundesbürger ein. Die Hälfte hat er bereits nach 24 Stunden wieder vergessen. „Fast alle Werbebotschaften verpuffen Tag für Tag im Weltraum“, sagt der Werber Rainer Baginski. „Ein ungeheurer Ideen- und Kapitalverschleiß, ein Festival der unentwegten Misserfolge.“ Doch deshalb wird nicht weniger, sondern immer noch mehr Werbung gemacht. Verstärkt setzt die Werbung auf Gefühle. Bierbrauer segeln in die Karibik, der Strom aus der Steckdose bekommt eine Farbe, Automobilhersteller werben kaum mehr mit technischen Details, sondern mit Fahrgefühl. Es werden Erlebniswelten aufgebaut. Jede Zeit hat ihre eigenen Werte. „Wir sind froh, wenn der Nagel drei Jahre hält“, sagt Pietzker. Die Eiswerbung aus den Achtzigerjahren, in der ein Lederjackentyp („Nogger dir einen!“) breitbeinig vor seinem Porsche posiert, wäre nach Einschätzung Pietzkers heute nicht mehr machbar. „Die Leute haben Machos und Sexismus über.“ Und die Freiheit? „Die Freiheit ist keine Mode“, sagt Pietzker. Die habe immer Konjunktur: „Danach sehnt sich jeder Mensch. Schon seit Jahrtausenden.“

Die Qual der Wahl

Wir denken: Je mehr Auswahl, desto besser. Professor Barry Schwartz sagt:
Je mehr Auswahl, desto größer die Gefahr, richtige Probleme
zu bekommen – bis hin zur Depression. Und er kann das begründen.

Interview: Dirk Schönlebe Fotos: Susanne Wegele

Professor Schwartz, ist die freie Wahlmöglichkeit gut oder schlecht?

Die Antwort darauf ist: ja.

Bitte?

Wir haben bisher angenommen, dass Freiheit das Wichtigste für den Menschen ist, dass man umso freier ist, je mehr Wahl man hat. Was bedeutet, dass man dem Menschen nur Gutes tut, je mehr Wahlmöglichkeiten man ihm gibt.

Genau.

Bis vor kurzem waren diese Annahmen meiner Ansicht nach auch wahr. Aber in den letzten dreißig Jahren etwa ist die Anzahl unserer Wahlmöglichkeiten so überwältigend groß geworden, dass wir einen Punkt erreichen, an dem es uns weniger frei macht, noch weitere Wahlmöglichkeiten zu bekommen.

Warum ist denn die Zahl der Wahlmöglichkeiten so gestiegen?

Die Effizienz der Produktion ist gestiegen. Man kann heute Waren von riesiger Vielfalt produzieren – zum Teil, weil die Produktion computerisiert werden konnte. Parallel dazu wurden wir alle reicher, wir haben mehr Geld zur Verfügung, um etwas zu kaufen.

Nur das?

Gesellschaftlich und kulturell gab es in den Sechzigerjahren massiven Widerstand dagegen, vorgeschrieben zu bekommen, wie man zu leben hat. Sich nach den Ansichten der Kirchen, der politischen Führer, der Lehrer zu richten, wann man heiraten darf, ob und wann man Kinder haben soll, welchen Beruf man ergreifen sollte. All das wurde in den Sechziger- und Siebzigerjahren in Frage gestellt. Das hat westliche Gesellschaften unwiderruflich verändert.

Wir sind reicher, haben mehr Möglichkeiten, weniger Vorschriften – das klingt doch toll.

Vollkommen richtig. Als jemand, der all das miterlebt hat, war ich überzeugt davon, dass es sich um Fortschritt handelt und all diese Veränderungen das Leben von uns allen verbessern. Es war nahe liegend, das anzunehmen. Denn in den letzten zwei Jahrhunderten hat das ja für westliche Zivilisationen gestimmt: Je mehr Möglichkeiten es gab, desto freier waren sie.

Wo ist also das Problem?

Es scheint ein Punkt erreicht worden zu sein, an dem es die Menschen lähmt, mehr Möglichkeiten und Freiheiten geboten zu bekommen. Dabei ist es nicht so, dass es eine magische Anzahl von Möglichkeiten gibt: Wenn man so viele Möglichkeiten hat, ist es

**„Es war der beste
Jeanskauf meines Lebens
– und ich fühlte mich
so schlecht wie nie.“**

in Ordnung, wenn man aber nur eine mehr bekommt, ist man in Schwierigkeiten. Denn diese Anzahl ist für jeden Menschen eine andere und sie ist in verschiedenen Lebensbereichen wiederum unterschiedlich. Sicher ist aber: Wir haben die Linie überschritten.

Was bedeutet das?

Angesichts der zahllosen Möglichkeiten ist es extrem schwierig, die Informationen zu sammeln, die es ermöglichen zu entscheiden, welche Möglichkeit man wählen soll. Es gibt so viele Informationen, dass die Menschen sich angesichts dieser Fülle hilflos fühlen.

Können Sie dafür ein Beispiel nennen?

Es gibt eine noch nicht veröffentlichte Studie über die private Altersvorsorge in den USA.

Arbeitgeber boten früher meist zwei oder drei unterschiedliche Investments an, unter denen man wählen konnte. In den letzten Jahren wurden daraus dreißig. Die Annahme lautet auch hier: Gibt man den Menschen mehr Möglichkeiten der privaten Vorsorge, verbessert man ihr Leben, weil jeder genau das Modell finden kann, das für ihn richtig ist.

Und was ergibt die Studie dazu?

Der Prozentsatz der Menschen, die sich nicht mehr um ihre private Altersvorsorge kümmern, nimmt zu. Es ist so schwierig herauszufinden, welches Vorsorgemodell das richtige ist, dass man sich sagt: „Darüber entscheide ich morgen.“ Und natürlich entscheidet man nie. In den meisten Fällen tragen die Arbeitgeber einen Teil zu dieser Vorsorge bei. Indem sie sich nicht entscheiden, verbrennen die Arbeitnehmer buchstäblich Geld. Sie lehnen ein Geschenk ihres Arbeitgebers ab.

Altersvorsorge ist aber auch eine komplizierte Frage.

Ja, doch ähnlich läuft es auch mit vermeintlich kleinen Entscheidungen. Mir ging es so, als ich mir neue Jeans kaufen wollte. Ich mache das selten und habe immer das gleiche Modell gekauft, es gab eben nur das. Jetzt ging ich ins Geschäft und man bot mir mehr als ein Dutzend verschiedene Jeans an. Zuerst war ich verwirrt und dann habe ich eine Stunde damit verbracht, sie alle anzuprobieren. Ein Einkauf, der mich früher dreißig Sekunden gekostet hat, kostete mich jetzt eine Stunde. Ich verließ das Geschäft mit neuen Jeans, Jeans, die mir so gut passten wie noch keine zuvor. Ich wusste, dass das der beste Jeanskauf meines Lebens war, und fühlte mich gleichzeitig so schlecht wie nie.

Warum?

Die Jeans passten mir hervorragend, aber nicht

Tamara's

TAMARA

JEANS

TAMARA

JEANS



IS

JEANS

JEANS

JEANS

TAMARA

TAMARA

TAMARA

TAMARA

perfekt. Ich dachte mir: Wenn ich schon so viele Jeans angeboten bekomme, kann ich mich eigentlich mit nichts Schlechterem als den perfekten Jeans zufrieden geben.

Und das glückte Ihnen nicht?

Ich kaufte besser ein als je zuvor und fühlte mich schlechter. Und das ist, was uns Kopferbrechen macht: Wir kaufen Salatdressing im Supermarkt und es ist gut, aber nicht hervorragend. Jedenfalls nicht so gut, wie wir glauben, dass es sein müsste, nachdem wir aus hundert verschiedenen Dressings wählen konnten. Wir gehen in ein Restaurant, das Essen ist sehr gut, aber es ist nicht ausgezeichnet und das sollten wir doch erwarten können, wo es hunderte Restaurants in der Stadt gibt, unter denen wir wählen konnten.

Sie beschreiben doch nur, dass man Erwartungen hat.

Wir bauen hohe Erwartungen an die Ergebnisse unserer Entscheidungen auf und die Ergebnisse können die Erwartungen gar nicht erfüllen, weil die Erwartungen übertrieben hoch sind.

Warum ist es übertrieben, wenn ich das beste Essen will, die besten Jeans?

Was genau sind denn die absolut besten Jeans? Für Sie oder für mich?

Egal. „Das Beste“ ist ein sehr abstraktes Kriterium und fast schon prinzipiell unmöglich zu erreichen. Egal, wie gut die Jeans passen werden, angesichts der Fülle von verschiedenen Jeans, die es gibt und die für Sie prinzipiell erreichbar sind, ist es leicht sich vorzustellen, dass es Jeans geben muss, die noch besser passen. Am Ende sind Sie enttäuscht. Perfektion ist einfach nicht erreichbar. Und selbst wenn sie erreicht werden würde, würden wir nicht merken, dass wir sie erreicht haben.

Ist da jeder Mensch gleich?

Es gibt Menschen, die wollen immer das Beste. Diese Menschen nenne ich Maximierer. Und es gibt Menschen, die mit dem zufrieden sind, was für sie gut genug ist. Diese Menschen nenne ich die Genügsamen.

Die sind also mit weniger zufrieden?

Nein. Genügsam zu sein bedeutet, Standards zu haben, die alles, was man kauft, erfüllen muss: der Job, den man macht, die Universität, die man wählt. Aber wenn man etwas findet, das den Vorstellungen und Standards entspricht, nimmt man es. Und wenn man sich einmal entschieden hat, macht man sich keine Sorgen darüber, dass es vielleicht um die Ecke etwas geben könnte, was vielleicht doch noch besser ist.

Die Wahl der Altersvorsorge, der Jeans,

des Computers – das sind materielle Entscheidungen. Was ist denn mit emotionalen Entscheidungen?

Das Prinzip ist das gleiche. Wenn ein Maximierer eine Beziehung hat, fragt er sich nicht, ob das eine gute Beziehung ist – was meiner Ansicht nach eine vernünftige Frage ist, obwohl sie einen auch in ziemliche Schwierigkeiten bringen kann. Er fragt sich, ob das die beste Beziehung ist. Er geht also aus, zum Abendessen, und schaut die ganze Zeit, ob am Nebentisch nicht jemand sitzt, der noch attraktiver ist oder ein schöneres Lächeln hat oder temperamentvoller ist. Er ist die ganze Zeit auf der Suche nach jemandem, der möglicherweise besser ist. Ich kann mir nichts vorstellen, das auf eine Beziehung zerstörerischer wirkt als das.

Wie verbreitet ist diese Maximierungs-Problematik denn?

Ich möchte eines klarstellen: Ich beschreibe ein Problem, mit dem die Gewinner einer Gesellschaft konfrontiert sind, Privilegierte. Die Verlierer in einer Gesellschaft leiden nicht darunter, zu viele Wahlmöglichkeiten zu haben. Die wären froh, wenn sie sie hätten.

„Perfektion ist einfach nicht erreichbar.“

Wie verbreitet ist das Problem unter den Bessergestellten?

Diese Einstellung durchdringt unser soziales Leben. Ich sehe es an meinen Studenten. Ich unterrichte an einem kleinen College mit sehr talentierten Studenten. Wenn der Abschluss naht und sie überlegen, was sie im Leben machen wollen, sind sie so gestresst, dass es kaum zu ertragen ist. Weil sie nicht wissen, wie sie sich für einen Weg entscheiden sollen, der sie durch ihr ganzes Leben führen soll. Wir haben ihnen all diese Freiheit, all diese Möglichkeiten gegeben – und es macht sie einfach fertig. Und wir reden hier von den privilegiertesten Menschen auf der Welt. Das kann Menschen zerstören.

Was genau meinen Sie mit „zerstören“?

Selbst gute Entscheidungen machen unzufrieden. Sie treffen eine Entscheidung, es ist eine gute Entscheidung und Sie fühlen sich schlecht. Was heißt, dass Sie sich mit jeder Entscheidung schlecht fühlen. Es gibt einen engen Zusammenhang zwischen klinischer Depression und dem Umstand, ein Maximierer zu sein.

Wie wird jemand zu einem Genügsamen

oder einem Maximierer?

Das ist die Millionen-Dollar-Frage. Ich weiß es nicht. Wir haben einige Hinweise darauf, dass man das bei Achtjährigen schon erkennen kann. Und es gibt Beweise dafür, dass es in der Pubertät erkennbar ist. Der Zusammenhang zwischen der Einstellung der Eltern und der ihrer Kinder ist stark, aber es scheint nicht so zu sein, dass man einfach das wird, was die Eltern sind. Das ist alles, was ich momentan weiß.

Was raten Sie, um das Problem in den Griff zu bekommen?

Erstens: Wir sollten versuchen, die Möglichkeiten zu begrenzen, statt sie immer weiter zu vergrößern. Zweitens: Wir müssen die Einstellung gewinnen, dass Grenzen unser Leben manchmal verbessern. Weil Grenzen der Wahlfreiheit es manchmal erst möglich machen, überhaupt zu handeln, zufrieden zu sein. Das Credo der freien Welt, dass freie Auswahl gut ist, kann am Ende zu meinem Unglück führen, weil ich nicht in der Lage bin, unter den Möglichkeiten die richtige zu wählen?

Genau.

Menschen kämpfen für die Freiheit, auswählen zu können, sie sterben dafür.

Absolut richtig.

Und jetzt sagen Sie, dass es nur ein Credo ist, aber es nicht wenige Menschen gibt, die damit gar nicht zurechtkommen.

Nein, das ist nicht fair. Es ist nicht nur ein Credo, es ist die Wahrheit. Das Problem ist: Wir müssen der „freien Auswahl“ etwas vorantstellen.

Was denn?

„Gewisse“. „Eine gewisse“ freie Auswahl.

Wie viel ist „eine gewisse“?

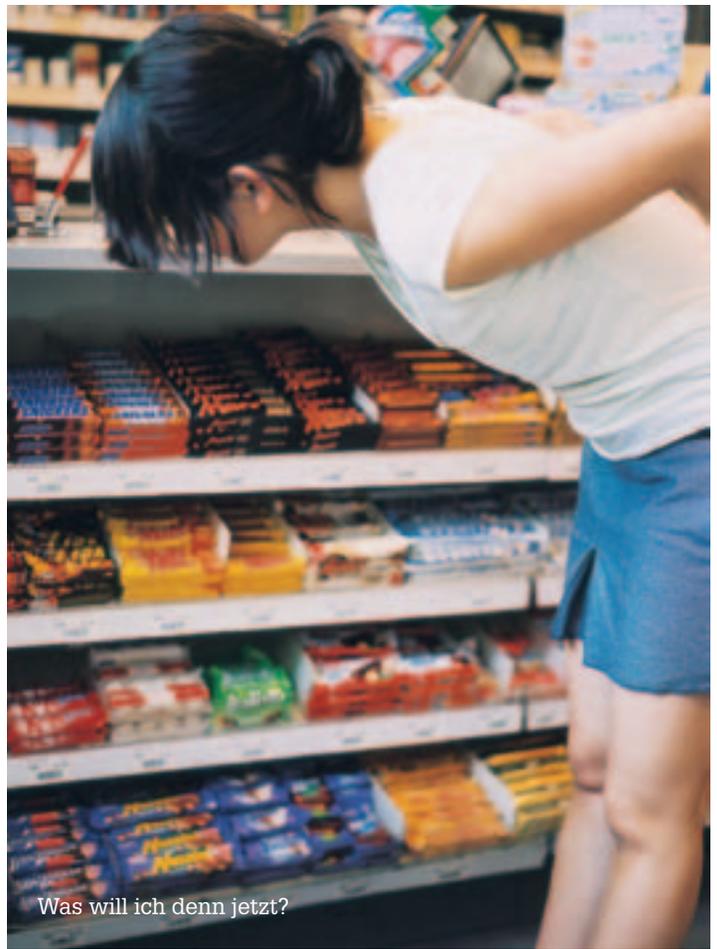
Das wissen wir nicht. Unsere Aufgabe als Wissenschaftler ist es, dies herauszufinden: Wie viel von welcher Art in welchen Bereichen unseres Lebens ist die richtige Anzahl, um unser Wohlbefinden zu steigern, statt es zu verringern?

Gibt es Firmen, die anfangen einzusehen, dass sie besser nur fünf Marmeladen anbieten sollten statt 25?

Aldi ist eine der am schnellsten wachsenden Supermarktketten. Aldi bietet Ware zu niedrigeren Preisen an, das ist ein Grund. Aber Aldi bietet auch nur eine begrenzte Auswahl an und das ist eine Attraktion. In den USA gibt es eine Kette, Trader Joe's, die ist etwas teurer als Aldi, aber auch mit einer sehr begrenzten Auswahl – und das ist die am schnellsten wachsende Supermarktkette in den USA. Begrenzte Auswahl ist zu einer



Welches ist das beste?



Was will ich denn jetzt?

Attraktion geworden, nicht zu einem Nachteil. Dabei bin ich nicht mal sicher, dass die Leute das so ausdrücken und sagen könnten, es mache Spaß, in einem Geschäft einzukaufen, das mir keine 100 Müsliarten anbietet. Sie wissen nur, dass sie aus dem Geschäft kommen und sich besser fühlen, als wenn sie aus einem Megastore kommen.

Weniger Auswahl als Geschäftsmodell?

Absolut. Ich denke, dass diese Erkenntnisse die Fundamente erschüttern, auf denen unsere Gesellschaften erbaut sind. Sie zwingen uns, darüber nachzudenken, wonach wir streben sollten, wenn wir das Leben der Menschen in unseren Ländern verbessern wollen.

Waren dann Menschen vor dreißig Jahren, die weniger Optionen hatten und auch weniger Geld, insgesamt glücklicher?

Möglich. Die Häufigkeit von klinischer Depression ist heute dreimal so hoch wie noch vor einer Generation. Die Selbstmordraten sind höher als je zuvor. Es gibt also zumindest mehr extrem unglückliche Menschen. Ob das durchschnittliche Glücksgefühl niedriger ist als vor zwanzig Jahren, kann ich nicht sagen. Klar ist, dass es nicht höher ist. In Japan ist zwischen 1945 und 1995 das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf um das Fünffache gestiegen.

Japan ist fünfmal reicher. Aber kein bisschen glücklicher. Das Gleiche trifft auf die USA zu. Mein Gefühl ist: Den Menschen geht es besser, aber sie fühlen sich schlechter.

Was bedeutet das für die Politik?

Die Politik hat die Aufgabe herauszufinden, was im Interesse der meisten Menschen ist. Und das muss zur Grundannahme der Politik werden. Das bedeutet nicht, dass die Politik alles vorschreiben soll. Die Menschen müssen die Möglichkeit haben, sich gegen etwas zu entscheiden.

Gibt es dafür ein Beispiel?

In den USA gilt der Grundsatz: Führerscheinbesitzer sind keine Organspender. Man kann aber einen Zettel ausfüllen und so Organspender werden. In den USA sind 23 Prozent der Führerscheinbesitzer Organspender. In vielen europäischen Ländern ist die Grundannahme: Man ist Organspender. Und man muss einen Zettel ausfüllen, um keiner zu sein. Der einzige Unterschied ist also: Was passiert, wenn man keinen Zettel ausfüllt? In den USA wird man intakt begraben, in anderen Ländern wird alles verwendet, was möglich ist. In diesen Ländern sind etwa 90 Prozent der Führerscheinbesitzer Organspender. Mir scheint unstrittig, dass es einer Gesellschaft mehr nutzt,

wenn mehr Menschen Organspender sind.

Wie könnte also ein Grundsatz für die Politik lauten?

Die Politiker müssen sich klar machen, was passiert, wenn die Menschen keine Entscheidung treffen. Und sicherstellen, dass das, was passiert, wenn die Menschen nicht wählen, im Interesse der meisten Menschen ist.

Beschränkt das am Ende nicht doch die Freiheit der Menschen?

Nein. Es begrenzt nicht die Freiheit, berücksichtigt aber, dass die Menschen ohnehin schon dauernd Entscheidungen treffen und auswählen müssen. Man trifft die richtige Entscheidung für sie, lässt ihnen aber die Möglichkeit, jederzeit nein zu sagen.



Barry Schwartz, 61, ist Professor für Psychologie am Swarthmore College bei Philadelphia. In seinem lokalen Supermarkt fand er 360 Shampoosorten und 285 Keksorten.

Von ihm erschien zuletzt bei Econ: *Anleitung zur Unzufriedenheit*.





SCHÖNE NEUE WELT

In Zukunft könnte auf jeder Milchtüte ein winziger Funkchip kleben: Die RFID-Technik soll den Händlern Informationen über das Kaufverhalten ihrer Kunden liefern. Sie birgt aber auch die Gefahr der lückenlosen Überwachung.

Text: Hilmar Poganatz Illustration: Dirk Schmidt

John Anderton ist Polizist und er ist auf der Flucht. Er weiß zu viel über die dunklen Machenschaften der Regierung. Ungesehen schlüpft er in ein Einkaufszentrum in einem U-Bahnhof. Anderton will in der Menge untertauchen, aber er hat keine Chance. Von links und rechts identifizieren ihn maschinelle Scanner und aus jedem Bildschirm, an dem er vorbeihuscht, ertönen freundliche Stimmen: „Sie sehen gestresst aus, Mr. Anderton, Sie brauchen Urlaub.“ Überall füllen sich Plasmabildschirme mit Werbebildern: „Sie könnten jetzt ein Guinness vertragen, Mr. Anderton“, ermuntert ihn eine Stimme. Anderton erreicht die U-Bahn, aber auch hier wird jeder gescannt. Minuten später hat die Behörde ihn lokalisiert.

Die Szene mit John Anderton alias Tom Cruise stammt aus dem Spielberg-Film *Minority Report* und spielt im Jahr 2054. Spielberg bezieht sich auf einen bereits existierenden technologischen Hintergrund: die von Handel und Industrie vorangetriebene Entwicklung fernlesbarer Minisender mit dem Namen RFID – Radiofrequenz-Identifikation. Dahinter verbirgt sich eine Technik, mit der man Etiketten auf Paletten, Kleidung, Ausweisen oder Kundenkarten per Funk lesen kann. Das funktioniert über Distanzen von mehreren Metern, ähnlich wie ein WLAN-Netz, nur auf anderen Frequenzen. RFID ist keine ganz neue Technik. Wir sind ihr früher schon begegnet, im Urlaub, auf der Autobahn in Spanien: Während Papa an der Mautstation in der Schlange stand, fuhren links ein paar Autos durch, die ein anderes Bezahlsystem hatten. Automatisch erkannte die Mautstation das Auto und buchte elektronisch vom Konto ab. Auch das war bereits RFID. Heute etablieren Handel und Logistik die Minisender als die neue Generation des

Barcode, denn es spart Kosten, wenn Regale und Lagertore automatisch wissen, welche Waren reinkommen oder rausgehen. Die Chips sind kleiner geworden, billiger, biegsam und waschbar. Sie kleben unsichtbar unter dem normalen Strichcode und fallen erst auf, wenn man diesen abzieht: Dann wird eine Art metallischer Schaltkreis sichtbar. Schon gehen die Stückzahlen in die Milliarden, in naher Zukunft werden die Minisender beim Endverbraucher ankommen.

Der Extra-Markt von Rheinberg, einem Städtchen in der Nähe von Krefeld. In der Beauty-Abteilung stehen reihenweise Shampooflaschen. Albrecht von Truchseß nimmt

„Wir können nicht mehr abschalten.“

eine davon in die Hand. Sofort leuchten über dem Regal zwei Flachbildschirme mit Werbung für dieses Shampoo auf: Ein Kunde, der die Flasche in die Hand nimmt, soll sie nun auch kaufen. Truchseß ist Sprecher des Handelskonzerns Metro, der diesen Extra-Markt zum „Future Store“, zum Testfeld für neue Technologien, umgebaut hat. Eine davon heißt RFID. Außer auf den Paletten im Lager kleben die Funketiketten hier auch auf einzelnen Produkten, auf Frischkäse und Rasierklingen. Solange ein Minisender noch 30 Cent kostet, lohnt es sich nicht, jeden Joghurtbecher damit zu bekleben, aber es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis die Chips fünf Cent kosten und die meisten Produkte mit ihnen versehen werden. Bielefeld, im Februar 2004: Mitglieder des „Vereins zur Förderung des öffentlichen

bewegten und unbewegten Datenverkehrs“ (FoeBuD) legen eine Payback-Kundenkarte aus dem Future Store auf ein RFID-Lesegerät. Zu ihrer Überraschung erscheint eine Identifikationsnummer. Obwohl der Handelskonzern die Funketiketten bald darauf wieder aus den Kundenkarten entfernt, zeigt dies doch, dass die Filmszenen des Regisseurs Spielberg inzwischen zum Greifen nahe gerückt sind. Denn selbstverständlich enthalten die Kundenkarten auch die persönlichen Daten wie Name, Alter und Adresse. „Mr. Anderton, Sie könnten jetzt ein Guinness vertragen.“

Vor kurzem haben die Datenschützer den Prototyp ihres „Data Privatizer“ vorgestellt, ein Gerät, das RFID-Chips und -Lesegeräte nicht nur lokalisiert, sondern die Etiketten sogar überschreiben kann. Da in naher Zukunft die neue Generation der Reisepässe und sogar die Euro-Banknoten mit RFID-Chips ausgestattet werden sollen, dürfte der Nutzen dieses Guerillafunks jedoch begrenzt sein.

Der Informatiker Alois Ferscha vom Linzer „Institut für Pervasive Computing“ ist der Überzeugung, dass uns die Kontrolle über die Allgegenwart der Datenströme schon längst entglitten ist. Bereits heute kämen auf einen sichtbaren Computer 160 Prozessoren im unmittelbaren Umfeld, die unsichtbar in Mikrowellen, Digitalkameras, Autos oder in Handys stecken. „Wenn all diese Dinge über Funk miteinander kommunizieren können“, sagt Ferscha, „dann sind sie keine Einzelgeräte mehr.“ Seine Vision: ein Megacomputer als Summe dieser Teile, eine die Welt umspannende Matrix. „Es wäre schön, wenn wir souverän entscheiden könnten – aber ich glaube nicht, dass wir noch ‚abschalten‘ können.“

Frei wie der Wind, der ihnen ins Gesicht bläst

Junge Berufsanfänger haben heute viel mehr Möglichkeiten als ihre Eltern – aber auch viel mehr Probleme. Wir haben drei Vertreter der „Generation Praktikum“ getroffen.

Text: Max Scharnigg Fotos: Stephanie Füssenich

Poster kann man nicht kippen. Poster lassen keine frische Luft herein und kein Licht. Poster sind ein schlechter Ersatz für Fenster, aber Martin lebt im Keller und ein Poster ist immer noch besser als die Kellerwand. Der Keller kostet 350 Euro im Monat und liegt fünfhundert Meter vom Straßburger Europarat entfernt. Die fünfhundert Meter geht Martin morgens um neun und abends um sechs, seit zehn Wochen schon. Martin ist Praktikant, er übersetzt Briefe, er telefoniert, er hält Abgeordneten, die großlos hereinkommen, die Tür auf. Martin ist 26 und arbeitet sehr günstig, nämlich kostenlos – wie zuvor schon für einen renommierten Think Tank in London oder beim Europäischen Parlament in Brüssel. Seit er an der elitären London School of Economics einen ausgezeichneten Uniabschluss in europäischer Sozialpolitik gemacht hat, läuft es immer gleich: Eine E-Mail mit der Bestätigung auf seine Bewerbung kommt, Martin packt einen Koffer und zieht in die neue Stadt. Er schickt seinen Freunden eine Rundmail mit der neuen Adresse und arbeitet los. Alles wie bei einem richtigen Job; nur dass am Ende des Monats nie Geld von seinem Arbeitgeber auf dem Konto ist, sondern eine Überweisung von Martins Eltern. Generationsforscher Jörg Tremmel, 34, kennt die Situation: „Wer sich für einen Beruf qualifizieren will, muss zunächst investieren. Es ist nicht per se ungerecht, wenn Arbeitgeber unbezahlte Praktikumsplätze anbieten. Ungerecht jedoch ist, dass die Jüngeren in der Wirtschaft und im öffentlichen Dienst

heutzutage schlechter gestellt sind. Während sie sich von Praktikum zu Praktikum hangeln, pochen die Älteren noch auf die Zusagen, die ihnen vor dreißig Jahren gegeben wurden.“ Das bedeutet, die Alten haben Angst – Angst, dass ein gut ausgebildeter Martin kommt und ihren Platz wegnimmt. Oder ein anderer der 250 000 arbeitslosen Hochschulabsolventen aus Deutschland, die noch nie richtig erwerbstätig waren. Arbeiten darf Martin, aber bleiben darf er nicht. Auf die Lücke, die er hinterlässt, wartet schon der nächste Praktikant.

Wegen dieser Entwicklung hat Tremmel die „Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen“ gegründet, es geht ihm um Gerechtigkeit: „Die fetten Jahre sind vorbei – aber nur für uns Junge“, sagt er. „Wenn Deutschland seinen Wohlfahrtsstaat zurückbauen muss, dann sollten Jung und Alt enger zusammenrücken und die Lasten gleichmäßig aufteilen.“ Solange das nicht geschieht, wird es für viele junge Akademiker wie Martin schwer bleiben, eine Stelle zu finden. Die Zahl der Jungakademiker, die unter ihrem Ausbildungsniveau beschäftigt sind, hat sich heute im Vergleich zu den Achtzigerjahren mehr als verdoppelt.

Abends trifft Martin die anderen Europarat-Praktikanten. In geübtem Smalltalk-Englisch tauschen sie sich darüber aus, welches Praktikum als nächstes kommt, in vier oder acht Wochen. Das Studium haben sie beendet, schneller und ehrgeiziger als viele andere. Sie haben sich rechtzeitig umgesehen, haben

alte Freunde und neue Lieben zurückgelassen, um endlich in die Nähe der Jobs zu kommen. Jetzt sind sie da, ohne ersichtliche Chance, ihrem Status als unbezahlte Hilfskraft zu entkommen. Aber bevor richtig Unbequemes kommt (Arbeitslosigkeit! Neuorientierung! Fabrik!), kommt ein neues Praktikum. Der Philosoph und Jungprofessor Felix Ekardt, nur sieben Jahre älter als Martin, hat diese Entwicklung analysiert: „Im Zuge der Individualisierung ist eine Haltung gewachsen, die immer größere Erwartungen und Hoffnungen auf ein kreatives und außergewöhnliches, individuelles Leben hegt – die aber gerade darum notwendigerweise immer häufiger enttäuscht wird. Es kann nun einmal nicht jeder Maler, Grafikdesigner oder Filmstar werden.“ Ein gutes Stichwort für Miriam.

Als die Kellnerin das erste Mal kommt und die Bestellung aufnehmen will, lächelt Miriam ratlos in die Speisekarte. Beim zweiten Mal wieder: lächeln, gucken und die Kellnerin zieht wieder ab. Das mit dem Entscheiden ist für Miriam, 25, schwer. Besonders seit nach der Schule ihr Leben einfach daliert und von ihr selber geformt werden soll. „Ich habe das Gefühl, wenn ich mich für eine Sache entscheide, kann ich tausend andere Sachen nicht machen. Ich lege mich nicht gern fest“, sagt sie und erzählt von den letzten fünf Jahren: Nach dem Abitur hat sie keine Lust mehr auf Lernen und will eine Schneiderlehre machen. Bis sie sich dazu durchgerungen hat, ist die Bewerbungsfrist schon abgelaufen. Als Ersatz



Schneiderin, Dekorateurin, Konzertveranstalterin, Theaterwissenschaftlerin – Miriam hat schon viel ausprobiert.

macht Miriam ein Praktikum in einer Schneiderei, zwei Wochen lang. Die reichen, um das Thema Schneidern für immer ad acta zu legen. Ein paar Monate später ist sie Regiehospitalantin bei einer Theaterproduktion, danach macht sie die Dekoration in Technoclubs, bastelt Masken, Skulpturen.

„Das war die Zeit, in der ich dachte, ich könnte ja Künstlerin werden.“ Das Dekorieren bringt kein Geld. Geld kostet aber der Abendkurs, den Miriam danach belegt. Der ist nötig, um sich an der Kunstakademie bewerben zu können, mit einer vorbereiteten Mappe. „Da waren aber nur so unsympathische Totalchecker. Ich kam mir da irgendwie blöd vor“, sagt Miriam. Das mit dem Kurs wird also nichts, damit wird's auch nichts mit der Bewerbung an der Akademie und der Kunst. Miriam arbeitet stattdessen in einem Kindermodengeschäft, sie braucht Geld zum Leben. Die Wohnung, immerhin, stellen ihr noch die Eltern. Es folgen viele Praktika, die Miriam nicht mehr in die richtige Reihenfolge bringen kann: Sie ist bei einer Filmproduktionsfirma, wo sie am Telefon die Gläubiger abwimmeln muss, monatelang. Sie kommt in ein kleines Musiklabel und zu einem Konzertveranstalter. Dort nimmt sie einmal jemand beiseite und sagt: „Mädchen, ich glaube, die Branche ist ein bisschen zu hart für dich.“ Miriam ist entmutigt, das Abitur schon vier Jahre her. Sie ist jetzt kurz davor, sich bei einer Schauspielschule zu bewerben, aber da ist sie mit 23 fast schon zu alt. Also schreibt sie sich in München für Theaterwissenschaften ein.

Derzeit studiert Miriam, und wenn alles gut geht, ist sie in vier Semestern fertig. Wenn sie darüber spricht, wie es dann weitergeht, lächelt Miriam vage, genau wie vorher bei der Speisekarte: „Ich weiß nicht, wo es hingehen soll. Wenn ich daran denke, dass ich mich an der Kunstakademie hätte bewerben können, werde ich ganz unruhig. Ich sehe mich oft danach, dass sich diese Unruhe legt und nicht immer alle Möglichkeiten offen sind.“

Jörg Tremmel sagt dazu: „Freiheit ohne materielle Sicherheit ist nur halb so schön. Vor allem ist ein solches Schmetterlingsleben nur möglich, solange man noch keine Verantwortung übernehmen muss. Deshalb werden Eheschließungen und Geburten auch immer weiter hinausgeschoben.“



Martin: Praktikum nach Praktikum, aber noch kein fester Job.

Martin war zielstrebig, ehrgeizig und weiß heute nicht, wie es weitergehen soll. Miriam war nicht zielstrebig, hat vieles ausprobiert und weiß auch nicht, wie es weitergehen soll. Es muss eine andere Lösung geben. Professor Ekardt glaubt, sie zu kennen: „Noch leis-

**Johanna ist frei,
kann darüber aber
nicht nachdenken.**

tungsorientierter denken, noch mehr arbeiten, noch mehr lernen. Die innere Einstellung, die sich in einen dreihundertprozentigen Arbeitswillen übersetzt, ist der sicherste Schlüssel zum Erfolg. Kein Praktikum, kein Auslandsaufenthalt, kein noch so origineller Lebenslauf können ihn ersetzen.“ Das ist die Stelle, an der Johannas Geschichte passt.

Wenn man Johanna am Telefon fragt, was Freiheit für sie bedeutet, muss sie lange überlegen. Im Hintergrund klingen ungewohnte Vogelstimmen. Johanna ist gerade in Granada, danach geht es wieder zurück nach Passau und sobald wie möglich wieder nach Menorca. Sie ist frei, aber sie hat keine Zeit, darüber nachzudenken. Es gibt zu viel zu tun. Schließlich antwortet sie: „Das bringt mir nichts, das so theoretisch zu definieren. Ich gehe meinen Weg, ich weiß, was ich dafür tun muss. Wenn das Freiheit ist, bitte schön.“ Was Johanna tut: Nach dem Abitur macht sie sich mit einer großen Plastiktasche auf den Weg nach Menorca, um dort eine Ausbildung zur Goldschmiedin anzufangen. Nach Ende der Ausbildung stellt Johanna fest, dass ihr etwas anderes viel besser liegt als die praktische Arbeit mit Schmuck: Sie kann ihn verkaufen. Sie kann Leute überzeugen und begeistern. Das hatte sie schon als Schülersprecherin auf dem Gymnasium gemerkt. Dass das genauso gut klappt, wenn es darum geht, spanischen



Johanna hat keine Angst vor der Zukunft – „irgendwas geht immer“.

Schmuck in Deutschland zu vermarkten, erfährt sie während ihrer Ausbildung. Sie geht zurück nach Deutschland, erkundigt sich beim Arbeitsamt, was sie mit ihrer Idee vom Schmuckmarketing machen kann. Die Sachbearbeiterin winkt ab, Johannas Abschnitt von 2,6 sei zu schlecht, um Kulturwirtschaft zu studieren. Sie solle sich etwas anderes überlegen. Johanna hört nicht darauf, ihre Ausbildungsjahre werden als Wartezeit angerechnet, schon ist sie Studentin in Passau und holt sich das Wirtschaftswissen, das ihr zum Schmuckmarketing fehlt. Ihre Miete wird von den Eltern finanziert, aber Johanna muss in den Semesterferien Geld verdienen und arbeitet auf dem Bau, als Empfangsdame, als Kellnerin. Unbezahlte Praktika scheiden für sie aus. Johanna zimmert sich ihre Nische zurecht: „Goldschmiede gibt es sehr viele, aber sobald ich sage, dass ich ins Marketing gehen möchte, bin ich die Einzige. Aber weil es keinen klaren Weg gibt, muss ich alles selber lenken.“

Johanna hat keine Angst vor der Zukunft. Wenn sich nichts anderes ergeben sollte, sagt sie, dann arbeitet sie eben wieder auf den Bau. Irgendwas geht immer. „Ich weiß, was ich kann – und dafür waren meine Ausbildung und alle die kleinen Jobs viel wert.“

Johanna legt den Hörer auf und geht eine Runde reiten mit ihrem spanischen Pflegepferd Asti. Miriam würde morgen Abend gerne zum Kristofer-Aström-Konzert gehen, hat aber kein Geld. Ihren Nebenjob in einem angesagten Münchner Club hat sie grade vor zwei Wochen gekündigt, irgendwie hatte es ihr dort nicht mehr gefallen. Und Martin beendet in der nächsten Woche sein Praktikum in Straßburg, das Abschiedsgeschenk hat er von seiner Vorgesetzten schon bekommen: ein FC-Bayern-Trikot. Damit zieht er erst einmal wieder zu seinen Eltern nach Oberbayern. Zurück in sein Jugendzimmer, die alten Poster an der Wand.

einheitspreis 2005

**JETZT
BEWERBEN!**

Die innere Einheit –
was macht Ihr dafür?

Der einheitspreis wird dieses Jahr zum vierten Mal vergeben und Ihr könnt Euch bewerben. Macht Ihr Euch für das Zusammenwachsen von Ost- und Westdeutschen stark? Oder wisst Ihr von einer tollen Aktion in Sachen deutscher Einheit? Insgesamt 40.000 Euro warten auf die Preisträger.

Die Bewerbungsunterlagen gibt's im Internet unter www.einheitspreis.de. Einsendeschluss für Bewerbungen ist der 31. August 2005.

Eure Fragen beantwortet die Info-Hotline unter 030/ 21 90 98-52 (Mo.-Fr. 10:00-14:00 Uhr).

Die Waldmeister

Das Internet ermöglicht Kulturaustausch und Kulturschaffen bisher ungekannten Ausmaßes. Das macht jedoch nicht alle gleich glücklich.

Text: Anjana Shrivastava Foto: Lisa Miletic

Einst gehörte der Wald den Königen. Sie hielten sich dort aber nur auf, wenn sie ihre Hirsche jagten. Die übrige Zeit passten Förster auf, dass die Wilderei nicht überhand nahm, viel mehr konnten sie nicht tun. Das ist mit ein Grund, warum der dunkle Wald zu den Freiheitsmythen gehört.

In diesen Zusammenhang kann man die Ideen des Juraprofessors und Cyberspace-Experten Lawrence Lessig stellen. Unsere heutige Musik-, Literatur- und Filmkultur ist ein solcher Wald, eine Art Wildnis inmitten unserer modernen Welt, die zwar überwacht und reguliert wird, aber nicht völlig kontrolliert werden kann. Lessig, tätig an der Stanford-Universität, ist besorgt um die traditionellen Freiheiten des kulturellen Austauschs. In seinen Vorträgen spricht er über Urheberrechte, öffentliches Kulturgut und über weit verbreitete Techniken wie Remixing, Sampling oder das Brennen von MP3s. Lessig redet über das globale Netz, in dem wir – ob nun zum Guten oder Schlechten – immer mehr Zeit verbringen und uns digital verstricken.

Er beschreibt dabei, wie eine neue demokratische Kultur entsteht, die der Konsumkultur des 20. Jahrhunderts langsam den Rücken kehrt. Aus Couchpotatoes werden Kulturproduzenten: Früher schickten nur einige wenige Sender ihre Informationen an passive Konsumenten, die zu Hause vor ihren Fernsehern saßen. Heute gestattet die Struktur vernetzter Personalcomputer eine Kommunikation auf gleicher Augenhöhe und ermöglicht so den früheren Empfängern nicht nur, sich alles Mögliche runterzuladen, sondern auch, es zu remixen und anschließend wieder in die Welt zu senden.

Bislang war die Industrie eine treibende Kraft dieser Entwicklung, indem sie Personalcomputer und CD-Brenner preisgünstig auf den Markt brachte. Doch jetzt scheint der enorme Erfolg dieser „freien Kultur“ ein Klima der Angst bei den „Königen der Einbahnstraßen-Kultur“ erzeugt zu haben. Sie

fürchten um die Möglichkeit, den globalen Austausch weiter in ihrem Sinne zu dirigieren. Einst hat die Kulturindustrie, also die Plattenfirmen und die Filmkonzerne, bis dahin nur mündlich übertragene Werke der Populärkultur aufgegriffen und daraus Schallplatten und Filme gemacht, Produkte, die man kaufen und weiterverkaufen konnte – nicht unähnlich dem Großwild im Wald. Aber mit der Entwicklung billiger CDs, die den Weg für unabhängige Musikproduktionen öffneten, und den MP3s, die eine Kompression von Musikdaten und deren kostenlose Verbreitung im Netz ermöglichten, sind diesem Wild plötzlich Flügel gewachsen. Anders gesagt: Die Kultur ist wieder immateriell geworden. Lessig zufolge hat das Raubkopieren, das heißt

Dem Wild sind Flügel gewachsen.

der Missbrauch digitaler Privatkopien, den „Königen“ der Kulturindustrie einen handfesten Vorwand geliefert, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um diese „neue Freiheit“ zu beschneiden, um ihre Waldreviere zu kontrollieren und zu schützen. Ihre Besitzansprüche leiten sie von den Urheberrechten ab, die ihnen die Möglichkeit einräumen, das von ihnen erworbene geistige Eigentum kommerziell auszuwerten: Anfänglich galt ein Urheberschutz auf geistiges Eigentum in den USA nur für 14 Jahre (mit Option auf eine einmalige Verlängerung). Amerikanische Gerichte räumten ihm jedoch, auf Betreiben der Industrie, eine immer längere Dauer ein: Heute gelten Copyrights länger als lebenslänglich, sie überdauern den Tod des Autors um siebzig Jahre.

Lessig meint, dass diese lange Dauer nicht Anreize für neue Ideen oder Bücher schafft, sondern lediglich den Großgrundbesitz der Kulturmächtigen aufstockt. Wer meint, dass

die Beschränkungen durch das Copyright doch kein Hindernis sind, weil es so leicht sei, im Netz zu wildern, der irrt Lessigs Ansicht nach. Er meint, dass die Antiraubkopier-Techniken, auch „Digital Rights Management“ genannt, kurz davor stehen, das Anfertigen von privaten Raubkopien unmöglich zu machen. Man könnte das Kopieren einer Idee auch als etwas betrachten, das den Wirkungskreis eines Werkes ausdehnt und den Urhebern eher nützt als schadet. Aber die Kulturindustrie sieht darin nur eine Verletzung ihrer Copyrights und ihres Vertriebsmonopols, das heißt eines digitalen Marktes, der letztlich bis in den Kopf des lesenden Menschen reicht. „In den oberen Etagen, wo Entscheidungen getroffen werden, gibt es keine Diskussion mehr darüber, ob man diese Systeme einführen soll“, meint Lessig. „Es gibt nur eine kleine Randgruppe von Leuten wie mich, die sich noch fragen: Wollen wir dieses Zeug überhaupt?“

Bei der Beschreibung seiner Gegenstrategie nimmt Lessig einen Gedanken Kurt Vonneguts auf: „Dessen Geschichte über Eis 9 handelt von einem bestimmten Wasserisotop, das den Gefrierpunkt von Wasser von null Grad auf Zimmertemperatur verschiebt. Mit nur einem Isotop, das man in ein riesiges Wasserbecken gibt, lässt sich der Gefrierpunkt bereits ändern.“ Daraufhin spricht Lessig über sein von ihm 2001 begründetes System alternativer Lizenzierung: „creative commons“, was so viel wie „Gemeineigentum“ bedeutet. Bislang hat sich dieses System schon in mehr als dreißig Ländern etabliert. Seiner Ansicht nach könnten damit Künstler in Zukunft eine geschützte freie Kulturzone schaffen. Anfänglich wurde seine Idee hauptsächlich von Schriftstellern und Wissenschaftlern aufgegriffen. Aber im vergangenen Jahr gab Lessig zusammen mit dem *Wired Magazine* erstmals eine CD heraus, die von bekannten Musikern wie etwa David Byrne, Gilberto Gil, den Beastie Boys und Spoon bespielt wurde. Da die Knebeltechnologie des Digital Rights Ma-



nagement nur bei den heute gängigen Copyright-Verträgen angewendet werden kann, gibt Lessigs Alternativsystem den Künstlern die Möglichkeit, sich stattdessen auch für eine freie Zone zu entscheiden, wo ihr Publikum sich wie bisher Privatkopien ziehen und das Material remixen kann. „Wir wollen die von uns lizenzierten kreativen Produkte mit der Freiheit verklammern“, sagt Lessig.

Für den amerikanischen Verfassungsrechtler Lessig erscheint es als eine Ironie der Geschichte, wie die derzeitige Rechtsprechung an den US-Gerichten auf die urheberrechtlichen Traditionen der alteuropäischen Monarchien zurückgreift: Das Gewähren von langfristigen Urheberrechten seitens der Imperialmächte Großbritannien und Frankreich war eng verknüpft mit der gleichzeitigen Einrichtung einer Zensur. Genau das ist es, was man vielleicht am meisten zu fürchten hat bei den aktuellen Bestrebungen, den letzten wilden Bereich in der modernen Welt zentralistisch zu kontrollieren. In einer Zukunft, die Privatkopien verbietet, lauert die Zensur. Dies gilt insbesondere für diejenigen, die weder

schön singen noch tolle Cartoons zeichnen können. Ihnen wird die digitale Freiheit geraubt, Musik zu sampeln oder Politiker-auftritte in satirischer Absicht zu mixen.

In den alten Monarchien Europas konnten die Soldaten des Königs für eine Hausdurchsuchung einfach die Türen eintreten. Die Väter der amerikanischen Verfassung legten großen Wert auf die Unverletzlichkeit der Privatsphäre: Die Schwellen der Türen durften nur mit richterlicher Erlaubnis überschritten werden. Noch im 20. Jahrhundert haben amerikanische Richter dafür gesorgt, dass die Polizei keine privaten Telefongespräche abhören durfte – sie retteten damit die alten Naturrechte in das neue technologische Zeitalter hinüber. Doch inzwischen wird der Geist der alten Gesetze immer mehr ignoriert. Im kreativen Bereich, der letzten Wildnis der Moderne, sollten wir das Recht auf die Privatkopie als eine Tür begreifen. Eine Tür zwischen der Außenwelt, die immer noch von den Gesetzen des Königs reguliert wird, und der persönlichen geistigen Autonomie. Die Privatkopie hat wie eine Tür eine äußere Sei-

te, die zur Welt mit ihren Traumfabriken von Hollywood bis Bollywood gehört. Aber es gibt auch eine innere Seite, die nur uns gehört, uns als Individuen ebenso wie als kulturschaffendem Kollektiv. Wenn diese Grenze nicht respektiert wird, könnten wir in eine Welt geraten, in der das digitale Kontrollsystem bis zu unseren Traumbildern greift und nach unseren gedachten Worten. Das Internet, von Lessig ein „träumender Postbote“ genannt, würde nichts davon merken. Und wir?

Anjana Shrivastava lebt in Berlin und schreibt u.a. für das Wall Street Journal Europe, die Netzeitung und den norwegischen Mandag Morgen.

Kulturaustausch nach Lessig auf www.creativecommons.org

Lesen: Völker Grassmuck: Freie Software: Zwischen Privat- und Gemeineigentum. Bestellen oder downloaden: <http://freie-software.bpb.de>

 Auf www.fluter.de: der Whole Earth Catalogue: die frühe Bibel der Hacker und Aussteiger

Was ist was: Freiheit

Wo hat das Wort „Freiheit“ seinen Ursprung?

Das Wort gehört in ein Begriffsfeld mit „Freund“ und „Frieden“. Freiheit verweist auf einen geschützten Raum (Familie, Stamm, Fürstentum), in dem Frieden herrscht. Voraussetzung für diese Freiheit ist eine Macht, die den Raum gegen konkurrierende Freiheitsräume verteidigen kann.

Wer hat den Begriff geprägt?

Im antiken Griechenland wurde der Begriff „frei sein“ im Unterschied zu „Sklave sein“ verwendet. Frei war in der griechischen Polis-Welt allerdings nur eine relativ kleine Gruppe: die männlichen und wirtschaftlich selbstständigen Bürger. Dieser Personenkreis beanspruchte für sich schon gewisse Freiheitsrechte (Meinungsfreiheit, Eigentumssicherheit) und durfte am politischen Entscheidungsprozess teilnehmen. Das Christentum fügte dem Freiheitsbegriff in römischer Zeit die

Vorstellung von der Gleichheit aller Menschen hinzu. Allerdings galt diese frühchristliche Vorstellung von Gleichheit nur für das Himmelreich und für die christliche Gemeinde. Außerhalb der Gemeinde blieb die Ungleichheit bestehen – der Sklave blieb Sklave.

Wie war es im Mittelalter um die Freiheit bestellt?

In den feudalen Gesellschaften des Mittelalters änderte sich der in der Antike geprägte Freiheitsbegriff: Freiheit existierte nur in Form von einzelnen Freiheiten, von Privilegien. Individuen oder Gruppen (Zünfte, Stände) konnten diese Privilegien (z.B. Freiheit von Steuerbelastungen) von einem Herrscher erhalten. Der Privilegierte verpflichtete sich im Gegenzug dazu, dessen Herrschaftsraum und -rechte zu erhalten und anzuerkennen. Freiheiten wurden gewährt, um die bestehenden Machtverhältnisse zu festigen.

Wie wurde die Vorstellung von individuellen unveräußerlichen Rechten zum Massenphänomen?

Eine wichtige Etappe auf diesem Weg waren die Reformation und die in ihr begründete Gewissensfreiheit. Demnach ist das Gewissen des Menschen nur Gott gegenüber verpflichtet, aber keiner irdischen oder kirchlichen Autorität. In den folgenden Jahrhunderten erfolgte eine Säkularisierung der christlichen Freiheits- und Gleichheitsvorstellungen. Denker und Philosophen entwickelten die Vorstellung des Naturrechts. So formulierte der Philosoph **Jean-Jacques Rousseau** die Idee, dass der Mensch ein natürliches Recht auf Freiheit besitzt. Hieraus entstand die Vorstellung, dass ein Staat allen Menschen bestimm-

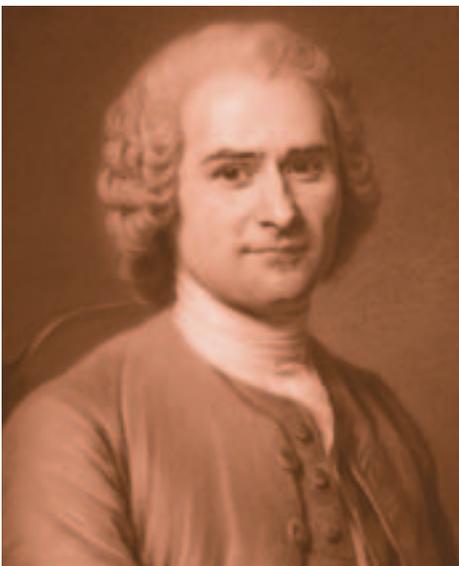
te unaufhebbare Rechte zu gewähren hat. Erstmals und allgemein normiert wurden die Menschenrechte 1776 in der **amerikanischen Unabhängigkeitserklärung**. Damit dokumentierten die Siedler jene Rechte, die sie in der Lebenswirklichkeit der Neuen Welt längst besaßen und nun gegen die englische



Krone behaupten wollten. Mit der Französischen Revolution 1789 wurden die Menschen- und Bürgerrechte, die Idee von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, erstmals in Europa proklamiert. 1791 wurden sie in der **französischen Verfassung** verankert.

Wann hat die Vorstellung von Freiheit den Bereich der Wirtschaft erreicht?

Der Markt in der antiken Welt der Polis war noch streng reguliert. Offizielle Stellen legten Höchstpreise fest, oftmals durften nur die Bürger der eigenen Stadt auf dem Markt



Die Idee der Freiheit existiert seit Jahrtausenden. Doch zu jeder Zeit verstanden die Menschen darunter etwas anderes. Ein Überblick.

Text: Sebastian Wehlings

ihre Waren verkaufen. Auch im Mittelalter war die Wirtschaft noch stark reglementiert. Damals durften nur bestimmte Gruppen (Mitglieder von Zünften) eine Geschäftstätigkeit aufnehmen, die Größe eines Unternehmens wurde zudem von der Obrigkeit begrenzt. Die Vorstellung von einem deregulierten, freien Markt wurde durch den englischen Moralphilosophen und Ökonomen **Adam Smith** bekannt. Seine Ansicht war: Wenn jeder an sich selber denkt, ist das für die Wirtschaft insgesamt und damit für die Allgemeinheit am besten. In England durften sich Bürger erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts ohne Einschränkungen wirtschaftlich betätigen. Wer eine Idee und Kapital hatte, konnte ein Unternehmen gründen. In Deutschland war das erst später, im wilhelminischen Kaiserreich am Ende des 19. Jahrhunderts möglich.

Seit wann gibt es Grundrechte, die Freiheit garantieren?

Im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation wurde 1555 erstmals ein Recht für alle Deutschen gewährt, unabhängig von ihrem Stand: das Auswanderungsrecht. Es stand im Zusammenhang mit den Glaubensregelungen des Augsburger Religionsfriedens und bot dem Einzelnen wenigstens die Möglichkeit der Emigration, wenn er sich dem Glaubensdiktat seines Landesherrn nicht unterwerfen wollte. Auch Eigentumssicherheit existierte im 16. Jahrhundert schon. Im wilhelminischen Kaiserreich und in der Weimarer Republik gab es schon viele der Grundrechte, die wir heute kennen. Aber sie waren nicht absolut gesichert, sondern standen zur Disposition des Gesetzgebers. So konnten diese Grundrechte durch Notverordnungen



außer Kraft gesetzt werden. Zum unveränderbaren Verfassungsbestandteil sind die Grundrechte erst in der Bundesrepublik geworden.

Verändert sich die Vorstellung von Freiheit weiter?

Permanent. Fast während des ganzen 20. Jahrhunderts wurde staatliche Souveränität als absoluter Wert angesehen, keine Nation wollte in die inneren Belange eines anderen Staates eingreifen. Heute werden die Menschenrechte als absoluter Wert betrachtet, der überall, auch gegen die Interessen einzelner Nationen, durchgesetzt werden muss.

Wir bedanken uns sehr herzlich bei Professor Georg Schmidt von der Universität Jena. Er leitet dort ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zu Freiheitsvorstellungen in der Frühen Neuzeit. Die Informationen basieren im Wesentlichen auf einem Gespräch mit Professor Schmidt und seinem Mitarbeiter Christopher Snigula.



Bild dir deine Meinung

Sechs Werke zeitgenössischer Künstler, die sich mit Freiheit beschäftigen – kombiniert mit sechs Ansichten zum gleichen Thema.



„Du darfst wählen, aber du zahlst dafür.“ *Aldous Huxley*



„Das Verständnis für und der Glaube an die Freiheit sind in hohem Maße dadurch zerstört worden, dass die Bedeutung des Wortes so ausgedehnt wurde, dass es jeden klaren Sinn verloren hat.“

Friedrich August von Hayek



„Es gibt kein Wort heutzutage, mit dem mehr Missbrauch betrieben wird als mit dem Wort ‚frei‘. Ich traue dem Wort nicht, aus dem Grunde, weil keiner die Freiheit für alle will. Jeder will sie für sich.“
Otto von Bismarck



„Wir betrachten den Kampf gegen Rassendiskriminierung und für Freiheit und Glück
als das höchste Streben aller Menschen.“

Nelson Mandela



„Die schönsten Träume von Freiheit werden im Keller geträumt.“

Friedrich Schiller

Santiago Sierra, *A Worker's Arm Passing Through The Ceiling Of An Art Space From A Dwelling – Calle Orizaba, 160, Mexico City, 2004*. Mit Erlaubnis der Galerie Peter Kilchmann, Zürich



„Ereignisse und gesunder Menschenverstand führen uns zu der Schlussfolgerung:
Das Überleben der Freiheit in unserem Land hängt zunehmend vom Erfolg der
Freiheit in anderen Ländern ab. Die beste Hoffnung auf Frieden auf unserer
Welt ist die Ausbreitung von Freiheit auf der ganzen Welt.“

George W. Bush

Sturm und Drang

Vor über 200 Jahren hat Friedrich Schiller *Die Räuber* geschrieben. Bis heute hat diese Ode an die Freiheit nichts von ihrer Kraft verloren.

Text: Susanne Klingner Fotos: Lisa Miletic

„Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesetz. Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus.“

Kaum hat Karl von Moor diese Worte gesprochen, wird es unruhig im Publikum. Es ist 1971, an der Ost-Berliner Volksbühne werden *Die Räuber* von Friedrich Schiller gespielt. 1781 hat der damals 21-jährige Dichter das Theaterstück veröffentlicht, knapp zweihundert Jahre später ist es immer noch aktuell. Die Regisseure Manfred Karge und Matthias Langhoff haben es als Anklage gegen das autoritäre SED-Regime auf die Bühne gebracht. Nach der Premiere verbietet die DDR-Regierung Schulklassen, die Aufführung zu besuchen.

Es ist nicht das erste Mal, dass das Schiller-Stück für Unruhe sorgt, schon die heimliche Uraufführung 1782 gerät zum Tumult. Es heißt, „das Theater glich einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Türe. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht!“ Nach der Uraufführung folgen für Schiller Arrest und Schreibverbot, ausgesprochen durch Herzog Karl Eugen. Der junge Dichter muss nach Weimar fliehen.

Jener Herzog ist es auch, gegen den *Die Räuber* gerichtet sind. Schiller verachtet ihn, weil er von seiner Gunst abhängig ist – zunächst auf der Karlschule, einer herzoglichen Militärakademie, wo Schiller Medizin studiert, später bei seiner Arbeit als Dichter. Das Stück erzählt die Geschichte von Karl von Moor, der seinem guten Elternhaus den

Rücken kehrt und sich einer Räuberbande anschließt, um wie die damals populäre Figur Robin Hood unter den Reichen zu plündern und an die Armen zu verteilen. Schiller schreibt der Figur des Karl all jene Ideen auf den Leib, die ihn selbst beschäftigen: Freiheit als Gegenentwurf zur eigenen Beschränktheit. So lässt Schiller seinen Helden Karl verkünden, dass jeder Mensch seine Freiheit, die richtigen Entscheidungen zu treffen, erkennen und nutzen müsse.

In den Wochen und Monaten nach der Premiere rotten sich in Schwaben und Bayern

Banden wollten Schillers Räuber realisieren.

Jugendliche zusammen, berichtet 1785 das *Magazin der Philosophie und schönen Literatur*. Die Banden wollen „Schillers *Räuber* realisieren“. Während der badischen Aufstände 1848/49 wird das Räuberlied gesungen, wie auch 1831 im so genannten Gogenaufstand von Handwerksburschen und Weinbergarbeitern in Tübingen. Schiller trifft nicht nur den Nerv seiner Zeit, sein Werk verstehen die Menschen zu allen Zeiten. Der junge Friedrich Engels nannte Schiller den „größten liberalen Poeten“ und schwärmte: „Er ahnte die neue Zeit, die nach der Französischen Revolution anbrechen würde.“ Thomas Mann schreibt 1955 in einem Essay voller Bewunderung, dass Schiller seine patriotische Freiheitsbegeisterung sogar auf andere Völker übertrug: auf die Niederlande im *Don Carlos*, die Schweiz im *Wilhelm Tell* und auf Frankreich in der *Jungfrau von Orleans*. Und es gibt Schiller-Begeisterte, die

gar gesellschaftliche Bewegungen mit den Aufführungen von *Die Räuber* in Verbindung bringen. So soll die 68er-Studentenrevolte nicht zufällig zwei Jahre nach Peter Zadeks *Räuber*-Inszenierung von 1966 in Bremen ausgebrochen sein.

Schiller bringt mit seinem Werk ein menschliches Grundbedürfnis auf den Punkt: die Sehnsucht nach Freiheit. Marcel Reich-Ranicki meinte letztens, *Die Räuber* seien ein „fabelhaftes Stück, die Revolte junger Menschen gegen den Staat, gegen das Establishment. Ein Stück mit Kraft, mit ungeheurer Protestwirkung, herrlich!“

2005 wurde aus Anlass von Schillers 200. Todestag am 9. Mai zum Schillerjahr ernannt, es wurde schlicht mit dem Wort „Freiheit“ überschrieben. Nicht nur in *Die Räuber* – in allen Schiller-Stücken spielt die Freiheit die eigentliche Hauptrolle; wobei der Dichter die Freiheit nicht als einen grenzenlosen Zustand beschwört. Die Freiheit des einen hört für Schiller da auf, wo die Freiheit des anderen anfängt. Karl von Moor erkennt dies am Ende von *Die Räuber*. Er entlarvt sich selbst als „Narren, der die Welt durch Grausamkeiten verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrechterhalten wollte“. Und liefert sich der Justiz aus.

Schiller habe schon zu seiner Zeit erkannt, so meint Rüdiger Safranski, Autor der jüngsten Schiller-Biografie, *Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus*, dass der Freiheitskampf auch eine unerwünschte Wendung haben könne, nämlich, „dass im Namen der Freiheit Terrorismus verübt wird. Terrorismus der Freiheit. Er ist also schon sehr früh auf ein Problem gestoßen, das uns im 20. Jahrhundert noch sehr, sehr beschäftigt hat und weiterhin beschäftigen wird.“

☞ Auf www.fluter.de: Was ist dran am Label „Dichter der Freiheit“?







Denn sie wissen, was sie tun

Wer in Russland Kritik an der Regierung äußert, muss mit Problemen rechnen. Michail Obosow lässt sich davon nicht einschüchtern – mit seiner Studentenorganisation demonstriert er für mehr Meinungsfreiheit.

Text: Lothar Deeg Fotos: Eugen von Arb

Der Name von Michail Obosows Protestorganisation führt ein wenig in die Irre: Wenn „Die ohne Putin Gehenden“ etwas unternehmen, dann stehen sie meist – auf Kundgebungen oder bei Mahnwachen. Und danach sitzen die „Iduschtschije bes Putina“ öfters – auf dem Polizeirevier. Das letzte Mal wurde der 21 Jahre alte Student festgenommen, nachdem er auf dem St. Petersburger Marsfeld bei einer Demonstration ein T-Shirt verbrannt hatte. Allerdings war es keine Demo seiner Gruppe, sondern eine der „Naschi“ – und das T-Shirt trug deren Symbole. Die „Naschi“ („Die Unsrigen“) sind ebenfalls eine Jugend- und Studentenorganisation, sogar noch jünger als Obosows im Januar gegründete Putin-Verweigerer. Doch ideologisch vertreten sie das Gegenteil: Sie verehren Putin und preisen seine Politik. „Die Unsrigen“ sind die Nachfolgeorganisation der „Gemeinsam Gehenden“, die wegen so manch peinlicher Aktion in Verruf geraten waren. Obosows Gruppe verballhornt jene erste gescheiterte Jugendorganisation des russischen Präsidenten mit ihrem Namen: „Die ohne Putin Gehenden“. Für Michail sind die Naschi „weniger unsere Konkurrenten als unsere Feinde“. Obwohl in Russland die

jungen Putin-Bejager genauso wie die Putin-Gegner politisch ohne Einfluss sind, beharken sie sich mit harten verbalen Bandagen – bis hin zum Vorwurf, die jeweilige Gegenseite sei faschistisch.

„Die Staatsmacht hat Angst vor dem ukrainischen Szenario. Man befürchtet, dass die Leute auch bei uns irgendwelche Plätze besetzen“, sagt Michail Obosow. Vor allem deshalb seien die Naschi von Putins Berater für Innenpolitik, Wladislaw Surkow, aus der Taufe gehoben worden. Zuletzt karnte die Bewegung 50 000 Jugendliche nach Moskau für eine Kundgebung zum Ende des Zweiten Weltkrieges vor sechzig Jahren – ein beeindruckendes Bild, aber viele Teilnehmer waren nur wegen eines Gratisausflugs in die Hauptstadt dabei. Michail, Träger eines Pullis in auffälligem Ukraine-Orange, vergleicht die Naschi mit der streng auf Parteilinie marschierenden Jugendorganisation der Sowjetzeit: „Surdow schafft diese Organisation, um allerlei leichtsinnige Ideen zu unterdrücken, die im Moment in studentischen Kreisen entstehen.“

Noch hat dieser „Leichtsinn“ nicht viele angesteckt, er zeigt sich aber hartnäckig: Michails „Ohne Putin Gehende“ zählen in St. Petersburg



Michail Obosow in seiner Wohnung in St. Petersburg und auf der Demonstration für die Freilassung des Putin-Gegners Michail Chodorkowski (rechts).

und in Moskau je etwa siebzig Anhänger. An Aktionen nehmen davon nur knapp zwanzig teil, gesteht er ein: „Der Rest diskutiert mit, vor allem im Internet auf unserer Seite, hat aber Angst vor der Polizei.“

In Russland gehört eben doch einiges an Zivilcourage dazu, den gegen jede Kritik empfindlichen Staatsapparat mit einer öffentlich geäußerten eigenen Meinung herauszufordern: „Die Idee entstand am 5. Januar“, sagt Michail, „ich saß am Computer und chattete im Internet mit anderen engagierten jungen Leuten. Wir kamen zum Schluss, dass es Zeit ist, aus der virtuellen Welt in die reale zu wechseln. Zeit, um auf die Straße zu gehen und der Staatsmacht unsere Forderungen zu präsentieren.“ Michail beschreibt seine Funktion als „Pressesprecher und Koordinator“. Einen Vorstand habe die Gruppe genauso wenig wie einen offiziellen Status – und „mit diesem Namen ohnehin keine Chance auf eine Registrierung“ als Verein oder politische Bewegung.

Ihre Forderungen äußern die Putinlosen nun auch auf ihrer Webseite www.noputin.com:

Es geht ihnen um „echte und nicht um vorge-täuschte Meinungsfreiheit“, um ein Ende der Zensur in den Medien und der Gewalt in der Armee. Ein Reizthema für Studenten sind zudem Überlegungen des Verteidigungsministers, die bisher geltende Befreiung vom Wehrdienst abzuschaffen. „Wir wollen nicht

**„Meinen Eltern erzähle
ich besser nichts darüber,
was ich so mache.“**

in Tschetschenien als Kanonenfutter dienen oder Generälen ihre Datschen bauen“, so Michail.

Dass die Gruppe sich im Januar 2005 bildete, war kein Zufall: Zum Jahresbeginn war eine von der Regierung beschlossene Sozialreform in Kraft getreten, die zahlreiche bislang selbstverständliche Vergünstigungen für Rentner – wie freie Fahrt in öffentlichen Verkehrsmitteln und Gratismedikamente – durch bescheidene Geldzahlungen ersetzte.

Überall im Land kam es zu Protesten der Senioren, die sich geprellt fühlten. Die jungen Ohne-Putin-Geher brachten mit fantasievolleren Slogans Farbe in deren etwas verbissene Demonstrationen.

Ihr Husarenstück war, als sie bei einer als Gegendemo der Kreml-Hauspartei „Einiges Russland“ ein Transparent mit der Aufschrift „Ja zur Kreml-Willkür“ entrollten. Zuvor hatten Michails Leute unter dem von den Behörden herangekarrten Publikum – zumeist Bedienstete von Staatsbetrieben – Flugblätter mit dem Appell verteilt, sich nicht für die Staatspropaganda missbrauchen zu lassen. Nach acht Minuten wurden sie überwältigt und festgenommen. Seitdem ist Michail um einige praktische Erfahrungen des politischen Widerstands reicher: „Auf der Wache ist es besser zu schweigen. Wenn du anfängst, bei der Miliz von deinen Rechten zu sprechen und Ärger zu machen, dann sperren sie dich bis zum Gerichtstermin ein. Die Milizionäre behaupten dann, dass du bei der Festnahme Widerstand geleistet hast, und das reicht schon für eine Anklage und einige Tage Haft.“



Mit seinem Protest hat sich Michail einerseits Ärger eingehandelt: Der Dekan seiner Fakultät drohte ihm mit Rausschmiss; das Jugendkomitee der Stadtverwaltung drängte darauf, Putin doch aus dem Namen der Gruppe zu streichen – und zum Thema Tschetschenien bitte schön zu schweigen. Andererseits haben die Aktionen Michail zu einiger Bekanntheit verholfen – von der *Los Angeles Times* bis zum *Spiegel* interessierten sich Medien aus aller Welt für den schwächlichen Studenten der Automatisierungstechnologie. Doch auch der Staat hielt Augen und Ohren offen: „Beim ersten Interview mit einem US-Korrespondenten in einem ansonsten leeren Café kam gleich ein unangenehm aussehender Typ herein, setzte sich an den Nebentisch und legte sein Gerätchen auf den Tisch“, erzählt Michail – und wundert sich noch heute über die Plumpheit des Lauschangriffs: „Der hat nicht mal was bestellt.“ Inzwischen können die Ohne-Putin-Geher Besucher ungestört in ihrem „Stabsquartier“ empfangen: Private Förderer, die Michail namentlich nicht nennen will, haben seiner

Gruppe eine winzige möblierte Hinterhofwohnung gemietet. Dort können sie nun diskutieren und Pläne schmieden. Doch der Feind hört mit – auch hier: „In St. Petersburg besteht heute ein weit verzweigtes Netz politischer Spionage.“ Er habe eindeutige Hinweise, dass aus den eigenen Reihen weitergegeben werde, was Einzelne gesagt haben oder welche Aktionen geplant werden. „Wir sind deshalb sehr vorsichtig geworden. Das stört natürlich die Kommunikation.“ Allerdings, sagt Michail, „wir machen das genauso und schmuggeln unsere Leute bei Naschi ein.“ Außerdem berichtet er von einer Hand voll Überläufern von den „Gemeinsam Gehenden“: „Sie kamen zu uns, weil sie mit der Tschetschenien-Politik nicht einverstanden waren und bei den Rentnerdemos provozieren sollten. Die werden von denen jetzt gesucht, aber wir bemühen uns, sie nicht zu entarnen. Sie haben Angst“, berichtet Michail. Ihm selbst sei manchmal auch mulmig – vor allem, weil die „Unsrigen“ inzwischen aktiv unter Fußballfans und Skinheads Mitglieder rekrutierten. „Meinen

Eltern erzähle ich besser nichts darüber, was ich so mache“, meint er.

Anders als bei den Rentnern, die sich nun – nach hektischen Zugeständnissen des Staates – wieder bevorzugt um Enkelkinder und Datschen kümmern, ist der Jugendprotest nicht wieder eingeschlafen: Während in Moskau der potenzielle Putin-Herausforderer Michail Chodorkowski „mit lebenslanger Urteilsverlesung bestraft“ wurde, wie man in Russland spottete, demonstrierten „Die ohne Putin Gehenden“ an einem Maisonntag gemeinsam mit der liberalen Partei „Jabloko“ für dessen Freilassung: „Chodorkowski go home!“, lautete der Slogan. Jedoch: Mehr als gut dreißig Demonstranten konnten die vereinigten Oppositionäre in der Fünf-Millionen-Stadt nicht aufbieten. Und Chodorkowski ist inzwischen zu neun Jahren Lagerhaft verurteilt. Trotz allem zweifelt Michail nicht an seiner Sache: Auch kleine Demos seien wichtig, damit die Jugend wisse, dass es in Russland Leute gibt, die bereit sind, auf die Straße zu gehen. „Und eines Tages“, da ist er zuversichtlich, „eines Tages schließen sie sich an.“

Kennst du den?*

An Freiheit hängt, zur Freiheit drängt doch jeder – auf seine Art.

Text: Mathias Irle, Christoph Koch Illustration: Frank Weichselgartner

Der Aufstrebende

Schon seit seiner Kindheit ist sein Lieblingsverein der FC Bayern München. Er war im Tennisverein, und obwohl seine Eltern nicht wohlhabend waren, kauften sie ihm vor allem Kleidung von Benetton und Marc O'Polo. Die Lektion, die er so schon früh lernte: Wer Geld hat und zu den Gewinnern gehört, der führt ein leichtes, befreites Leben. Mit hochgestelltem Polokragen kämpft er sich seither durchs Leben, stets bereit, seine Überzeugungen und Interessen nach denen der jeweiligen Eliten auszurichten. Die befinden sich für ihn in seinem wirtschaftswissenschaftlichen Studium, seinem Sportverein oder beim Praktikum in einer renommierten Unternehmensberatung. Dort betreibt er stets lächelnd Networking, bejammert die Macht der Gewerkschaften und macht sich auf die Suche nach einem adäquaten Lebenspartner: am besten aus gutem Hause.

Freiheit ist ... „die ungehinderte Entfaltung der Kräfte des Marktes“

Die Vorbilder: Thomas Middelhoff und Uli Hoeneß



Der Bedürfnislose

Jeden Tag verlässt er sein Sofa zur selben Zeit, um für ein paar Schachpartien in den Park zu gehen. Nicht dass ihn dort jemand erwarten würde. Es ist vielmehr so, dass genau in diesem Moment die Sonne hinter dem gegenüberliegenden Dachgiebel verschwindet und das Sofa im Schatten liegt. Und wenn sein stets unabgeschlossenes Fahrrad wieder einmal geklaut wurde, erfüllt ihn das nicht mit Wut. Er denkt, dass es jemand dringender brauchte. Er wird schon wieder jemanden finden, der ihm im Austausch gegen Schachunterricht ein anderes Fahrrad überlässt. Zum Essen lädt er sich gern bei Freunden ein, die ihm dafür vom stressigen Leben zwischen Vorlesung und Nebenjob vorjammern dürfen. Sein eigenes Philosophiestudium ruht seit geraumer Zeit, der Bedürfnislose lernt lieber Tai-Chi oder Jonglieren.

Freiheit ist ... „etwas, das man nicht beschreiben kann, ohne Gefahr zu laufen, es genau durch diesen Definitionsprozess aufs Spiel zu setzen“

Die Vorbilder: Diogenes und der Typ aus der Gauloises-Werbung

Der Superglobale

Die Freunde des Superglobalen zitterten zu Jahresbeginn vor der Textiloffensive aus China – jetzt wo die Importquoten gefallen seien. Der Superglobale öffnete hingegen eine Flasche Champagner, um den „glorreichen Sieg des ökonomischen Weltgeistes gegen kleinmütiges Bezirksdenken“ würdig zu feiern. Sein Diplom kommt aus der Schweiz, sein Sportwagen aus den USA, seine Freundin aus Spanien. Wenn ihn jemand nach seiner Nationalität fragt, antwortet er „Europäer“ oder „Kosmopolit“. Der Gedanke, sich einem Land, einer Nation zugehörig zu fühlen, lässt kalten Schweiß auf seiner Stirn erscheinen. Dass er weder weiß, wie das Bundesland heißt, in dem er wohnt, noch, was der Unterschied zwischen Teutoburger Wald und Schwarzwald ist, betrachtet er nicht als Nachlässigkeit, sondern als eine seiner größten Errungenschaften.

Freiheit ist ... „Fakes von amerikanischen Sneakern auf der chinesischen eBay-Seite zu einem Spottpreis zu schießen“

Die Vorbilder: Rupert Murdoch und Mickymaus





Der Guerillakämpfer

Frauen in Highheels – von Männern zur Erfüllung von Schönheitsidealen gezwungene Dinger. Jugendliche Kleingangster – Produkte der Ellenbogengesellschaft. Die Welt des Guerillakämpfers ist schwarz-weiß, die Schuld trifft immer das System. Freiwillig werden „die da oben“ nie von ihren subtilen Unterdrückungsmechanismen lassen, die den Menschen an der Entfaltung hindern. Ihre wichtigste Waffe: das Fernsehen. Um dessen Macht zu verstehen, zappt der Guerillakämpfer ziellos durch die Kanäle. Seinen Freunden erzählt er, „bald was zu planen“. Leider kommt ihm sein Vater dazwischen, der ihm aus erzieherischen Gründen die Zahlung der Kfz-Versicherung für seinen Jeep streicht. Woraufhin dem Guerillakämpfer nichts anderes übrig bleibt, als vor dem Freiheitskampf erst einmal die Ausbildung zu beenden. Denn wer startet die Revolution schon aus dem Linienbus?

Freiheit ist ... „die Beendigung von Unterdrückung durch Kampf“

Die Vorbilder: Che Guevara und der Sänger von Rage Against The Machine

Der Surfer

Im Grunde ist das Leben ganz einfach: Man braucht nur einen Strand, Sonne, ein Surfbrett, gute Wellen. Sieht man von Fernreisen, extravagantem Surfmaterial und sauteuren Originalteilen für den VW-Campingbus ab. Um sich das Geld für die Freiheit zu besorgen, arbeitet er während seines Sportstudiums an den Wochenenden als Promoter oder bespannt Tennisschläger neu und wird nach dem Studium verbeamteter Lehrer. Häufig fällt er schon während des Referendariats durch Realitätsflucht negativ auf. Immer wieder versinkt er minutenlang in Tagträumen. Mit zunehmendem Alter fällt ihm mit seinen langen Dreadlocks, der sich ewig pellenden Haut und seiner Beach-Mentalität die Integration in den Alltag immer schwerer.

Freiheit ist... „eins zu werden mit der großen Welle“

Die Vorbilder: Patrick Swayze in *Gefährliche Brandung* und Tony Hawk



Der Intellektuelle

Um seine Gedanken aufs Wesentliche zu konzentrieren und seiner Bedürfnislosigkeit Ausdruck zu verleihen, rasiert er sich die Haare mit einem Langhaarschneider. Er trägt schwarze Rollkragenpullover und hat den Fernseher aus seinem Apartment verbannt. Wenn er nicht in einem Seminar Dozenten mit Sinnfragen nervt, sitzt er in seiner Kammer vor einer Schreibmaschine, blättert ziellos in den Klassikern der Philosophiegeschichte und trinkt einen Espresso. Oft setzt er sein Literaturstudium auf dem Bett fort. Dabei erscheinen ihm die Zeilen des Sartre-Werks *Das Sein und das Nichts* doppelt, er macht ein Nickerchen. Nicht schlimm, dass es erst vormittags ist: Schlafend ist er dem Wesentlichen viel näher – der Französin Olivia. Die hat er beim Schüleraustausch kennen gelernt, in einem Café in Paris.

Freiheit ist... „die Willensfreiheit des Subjekts im Sosein als Antwort auf seine Existenz im das ihn umgebenden Dasein“

Die Vorbilder: Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir

Ist das Leben nicht schön?

Den Wert der Freiheit beurteilen kann am besten jemand, dem sie schon mal genommen wurde. Jemand wie Barbara von Dohnanyi-Bayer.

Protokoll: Anne Siemens

Ich habe uneingeschränkte Freiheit zum ersten Mal in meinem erwachsenen Leben gespürt, als meine Mutter, mein Bruder Christoph und ich kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs mit einer amerikanischen Militärmaschine aus Berlin nach Westdeutschland ausgeflogen wurden. Es war der Entschlossenheit unserer Mutter zu verdanken, dass wir auf der Seite des Eisernen Vorhangs leben konnten, die eine freie Entfaltung ermöglichte. Die Freiheit, die Kinder zur Entwicklung ihrer Persönlichkeit und Freude am Leben benötigen, haben uns unsere Eltern trotz Sorgen und schwerer Zeiten in vollem Umfang gegeben. Wir hatten eine ungetrübte, vergnügte Kindheit.

Freiheit ist für mich sehr eng verknüpft mit geistiger Freiheit. Sie ist die Grundlage für Toleranz und die Anerkennung des Andersdenkenden. Als meine Brüder und ich noch klein waren – ich bin 1926 geboren –, hat meine Mutter mit uns oft das Lied „Die Gedanken sind frei“ gesungen. Sie hat es mit Leidenschaft gesungen, ohne dass wir damals, Anfang der Dreißigerjahre, die politische Bedeutung des Liedes erahnt hätten. Bei mir und meinen Brüdern Klaus und Christoph formte sich durch die Erziehung meiner Eltern schon früh eine sehr klare Werthaltung, nicht allein in Bezug auf Freiheit, sondern auch auf Verantwortung, Anstand, Ehrlichkeit und Moral. Der bedingungslose Einsatz meines Vaters im Widerstand gegen Hitler hat diese Haltung für unser Leben geprägt.

Die Verhaftung meines Vaters, meiner Mutter und ihres Bruders Dietrich Bonhoeffer im Jahr 1943 war ein schwerer Schock. Mein Vater wurde in seinem Büro, meine Mutter zu Hause in Gegenwart meines Bruders Christoph und mein Onkel bei seinen Eltern

von der Gestapo verhaftet. Alle Verhaftungen zur gleichen Stunde – die Nazis hatten es präzise geplant, damit keine Kontakte mehr aufgenommen werden konnten.

Das Gefühl von Unfreiheit, das sich durch die Verhaftung meiner Familie einstellte, hat für mich einen schweren Einschnitt in mein Leben bedeutet. Ich habe es schmerzhaft vermisst, nicht frei fühlen und reden, mich nicht frei bewegen zu können und meine Eltern nur in Gefangenschaft sehen zu dürfen. Auch Freundschaften wurden dadurch belastet, dass man über so einschneidende Erlebnisse nicht sprechen konnte. Trotzdem blieben es

**MAN MUSS
FREIHEIT MIT
GEDULD
BEGEGNEN.**

Freundinnen, das ist im Kindes- und Jugendalter etwas anderes. Man ist weniger streng, weniger rigoros in seinen Trennlinien. Ich hatte eine Freundin, deren Vater jüdisch war. Mit ihr konnte ich über alles reden und das war der Ausgleich. Doch man darf nicht vergessen, dass die Unfreiheit, die ich erlebt habe, auf ein ganzes Leben gesehen, eine relativ kurze, prägende Zeit war – zwölf Jahre.

Mein Vater kam nach seiner Verhaftung am 5. April 1943 in verschiedene Gefängnisse. Die Kontakte zur Widerstandsgruppe rissen mit seiner Gefangennahme nicht ab. Er bekam und schickte laufend Nachrichten in Form von Kassibern – so nannte man die versteckten, geheimen Botschaften. Viele davon brachte ich, als Siebzehnjährige, durch meine Besuche aus dem Gefängnis heraus. An die Angst vor

Verfolgung, vor der Gestapo, erinnere ich mich bis heute sehr deutlich. Ich wusste immer: War in einem Buch vorn der Name Dohnanyi unterstrichen, so enthielt es eine verschlüsselte Nachricht. Auf jeder zweiten Seite war ein kleiner Punkt unter einem Buchstaben, so setzte sich die Botschaft zusammen. Mein Vater hatte zudem in einen Pappbecher einen doppelten Boden gelegt und darauf eine Kerze gesetzt, um in dem Zwischenraum ganz kleine, fein geschriebene Papiere zu verstecken. Diese Kerze mit dem Becher ist heute in Sachsenhausen ausgestellt. Dort wurde mein Vater am 9. April 1945 nach einem kurzen standgerichtlichen Verfahren ermordet.

Die Fünfzigerjahre waren für uns natürlich noch von dem Schicksal der Familie überschattet. Gleichzeitig waren es Jahre, in denen man plötzlich in bis dahin ungekanntem Maße genoss, frei denken und leben zu können. Ich erinnere mich, etwa zwei Jahre nach dem Krieg Carl Zuckmayers *Des Teufels General* gesehen zu haben. Es war eine der ersten Theaterproduktionen und beeindruckte mich wegen der freien Kritik nachhaltig. Es war eine Zeit voller Dynamik und Hoffnung, die jedoch gelegentlich noch die alten Strukturen der vergangenen Nazizeit erkennen ließ. Die Gesellschaft hatte in den Fünfzigerjahren zwei Gesichter: Da waren die, die sich wirklich von der Diktatur befreit fühlten, und daneben diejenigen, die mit wenig Kritik den alten Zeiten gegenüberstanden. Gleichzeitig wurden die Gräueltaten der Naziverbrechen nicht ausreichend aufgearbeitet.

Man muss Freiheit manchmal auch mit Geduld begegnen: Es gibt Phasen, in denen eine Gesellschaft den Umgang mit Freiheit, mit



wiedergewonnener oder neuer Freiheit, erst lernen muss. Abgeschlossen war die Konsolidierung der Nachkriegsgesellschaft in meinen Augen Anfang der Siebzigerjahre. Die Bewegung der 68er hat sicher durch ihr Begehren, die Nazitaten aufzuarbeiten, dazu beigetragen. Diesen Teil der 68er-Forderungen habe ich begrüßt. Das Extreme jedoch, die revolutionären Gedanken, die gegen Ende der Sechzigerjahre immer dominanter wurden, und die Aktivitäten, die daraus entstanden, habe ich abgelehnt. Mit den 68ern ist auch noch einmal besonders deutlich geworden, wie wichtig es ist, die Freiheit des anderen zu respektieren und die Grenzen der eigenen Freiheit anzuerkennen. Das ist den damals in der Studentenbewegung Aktiven nicht gelungen. Ihr Umgang mit Freiheit war oft sehr selbstbezogen. Sie waren aufgrund der Vergangenheit ihrer Eltern so überemotional, dass der Respekt für die Freiheit der Gegenseite mehr und mehr auf der Strecke blieb. Doch auch hier zeigt sich in meinen Augen wieder, dass der Umgang mit Freiheit ein Lernprozess ist. Man sieht es an der jetzigen jungen Generation: Ihre Mitglieder gehen auf Demonstrationen mit der Ruhe und dem Respekt für andere Menschen vor, die vor dreißig Jahren gefehlt haben. Ich sehe mit Genugtuung, dass heute viele der Jüngeren ihre demokratischen Rechte aktiv wahrnehmen und sich auf verschiedenste Weise für Freiheit einsetzen. Zugleich setzt sich ein Teil der Jüngeren kritisch mit der Einschränkung der eigenen Freiheiten durch die Gesetzgebung zur Inneren Sicherheit auseinander. Ich, die ich totale Unfreiheit erlebt habe, stehe diesen Einschränkungen weniger ablehnend gegenüber. Doch ungeachtet der Wertung dieser Entwicklung ist es wichtig,

dass die jüngere Generation ein Bewusstsein dafür hat, welch ein fundamentales Gut die Freiheit ist. Und dass es überhaupt möglich ist, ganz unterschiedliche Meinungen öffentlich zu artikulieren. Ich würde mir wünschen, dass dieses Bewusstsein für Freiheit – trotz all der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die es heute gibt – noch viel mehr junge Menschen ergreift.

Die Freiheit, in einer offenen Demokratie – mit allen sie begleitenden Problemen – zu leben, bewertet meine Generation sicher höher als die nachkommenden Generationen. Dies hat uns damals, nach Kriegsende, bei all den Widrigkeiten und Verlusten, eine Fröhlichkeit gegeben und eine Hoffnung, das Schicksal in die eigenen Hände nehmen zu können. Mein Onkel Dietrich Bonhoeffer hat im Gefängnis die Gedichte „Auf dem Wege zur Freiheit“ geschrieben. Ein Vers darin lautet: „Tritt aus ängstlichem Zögern heraus in den Sturm des Geschehens – und die Freiheit wird Deinen Geist jauchzend empfangen“ – das empfinde ich bis heute als schöne Sichtweise für das Leben.



Barbara von Dohnanyi-Bayer, 79, ist die Tochter von Hans von Dohnanyi, einem Widerstandskämpfer im Dritten Reich. Ihr Onkel war der Theologe und Widerstandskämpfer Dietrich Bonhoeffer. Beide wurden 1945 vom NS-Regime ermordet. Barbara von Dohnanyi-Bayer lebt in München und hat einen Sohn und eine Tochter.

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, Ausgabe 15, Juni 2005

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), Adenauerallee 86, 53113 Bonn, Telefon: 01888 / 515-0

Redaktion:
Thorsten Schilling (verantwortlich), Bundeszentrale für politische Bildung (schilling@bpb.de), Dirk Schönlebe (Koordination), Sebastian Wehlings, Heiko Zwirner (Chef vom Dienst), Thomas Kartsolis (Art Direction), Alexandra Rusitschka (Grafik)

Texte und Mitarbeit:

Julia Decker, Lothar Deeg, Franziska Görts, Anne Haeming, Mathias Irle, Susanne Klingner, Christoph Koch, Barbara Lich, Johannes Nitschmann, Bastian Obermayer, Hilmar Poganatz, Max Scharnigg, Anjana Shrivastava, Anne Siemens, Tanja Stelzer, Barbara Streidl

Fotos und Illustrationen: Eugen von Arb, Achim Mulhaupt, Stephanie Füssenich, Dirk Schmidt, Susanne Wegele, Frank Weichselgartner

Schlussredaktion: Isolde Durchholz

Redaktionsanschrift / Leserbriefe:
fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, sv corporate media GmbH, Emmy-Noether-Straße 2/E, 80992 München, Telefon: 089 / 2183-8327; Fax: 089 / 2183-8529; leserbriefe@heft.fluter.de

Satz+Repro: IMPULS GmbH, Taubergarten 23, 55234 Bechtolsheim

Druck: Bonifatius GmbH
Druck – Buch – Verlag
Paderborn
leserservice.fluter@bonifatius.de

Abo verlängern & abbestellen:
Tel.: 0 52 51/ 153-188 (24 Std.)
Fax: 0 52 51/ 153-199

Abo bestellen & Service
Tel.: 0 52 51/ 153-180
Fax: 0 52 51/ 153-190

Bonifatius GmbH
Stichwort: fluter
Postfach 1269
33042 Paderborn

Nachbestellungen von fluter werden ab 1 kg bis 15 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

ISSN 1611-1567 Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de, www.bpb.de

Online-Bestelladresse:
www.fluter.de/abo



Die Dedon-Welt: L.A., Lüneburg, Cebu

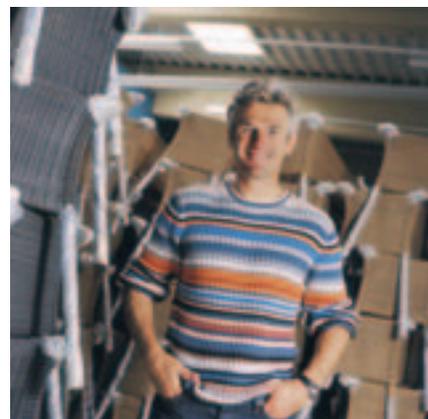
Der Angelteich für Angestellte, natürlich mit Grillstelle.

BOBBY IM WUNDERLAND

Der Unternehmer Bobby Dekeyser macht, was er will. Wenn in der Öffentlichkeit über Wirtschaftswachstum und Gewinne gesprochen wird, heißt das: Personalkosten reduzieren, Ausgaben minimieren, Produktion maximieren. Dekeyser hört da einfach nicht hin.

Text: Tanja Stelzer Fotos: Achim Mulhaupt

Bobby Dekeyser, der Unternehmer.



Verstünde er was vom Geschäft, er würde alles anders machen. So aber verkauft er Produkte, die niemand braucht, ein Bett für draußen, zum Beispiel. Er lässt Kunden wochenlang warten, nur damit seine Arbeiter auf den Philippinen nicht müde werden und die Angestellten in Deutschland um 17.30 Uhr Beachvolleyball spielen können, in die Sauna gehen, Kart fahren und was sonst noch zum Firmen-Freizeitangebot gehört, für das er inzwischen eine halbe Million Euro ausgegeben hat. Er sei ein ziemlich schlechter Kaufmann, sagt Bobby Dekeyser, kein besonders guter Designer und von Marketing habe er nicht viel Ahnung. Dafür versteht er ziemlich viel vom Wohlfühlen. Damit hat es wahrscheinlich zu tun, dass sein Unternehmen im letzten Jahr 55 Millionen Euro Umsatz gemacht hat. Die Wachstumsrate in den letzten fünf Jahren: 80 Prozent.

Der Luxusmöbelhersteller Dedon: Firmensitz in Lüneburg, Niederlassungen in Barcelona und auf der philippinischen Insel Cebu, Kunden in Hollywood und überall sonst auf dem Globus, wo Menschen viel Geld für schöne Dinge ausgeben können. Brad Pitt hat bei Dedon zehn muschelförmige Sitzinseln gekauft, das Stück für 5000 Euro, und erst mal nur vier bekommen. Der Vatikan hat mal ein paar Damen geschickt, auf Einkaufstour für Papst Johannes Paul II. Luxushotels, Königshäuser bestellen bei Dedon, doch der wahre König ist bei Dedon nicht der Kunde, sondern der Angestellte. Er darf pünktlich

Feierabend machen und dann ins firmeneigene Spa, all die betriebswirtschaftlich unsinnigen Investitionen nutzen, die Sporthalle, die Sauna, über die der Chef sich freut wie ein Junge über ein neues Spielzeugauto. Wie alle Kinder ist Bobby Dekeyser ziemlich rigoros, was die Moral betrifft. Wenn einer der prominenten Kunden ihm anbietet, einen höheren Preis zu zahlen, um die Lieferzeit zu verkürzen, sagt der Junge nein, weil das unfair wäre den anderen Kunden gegenüber. Seinen philippinischen Arbeitern zahlt er 30 bis 50 Prozent mehr als den gesetzlichen Mindestlohn, er hat ihnen einen Gesundheitsdienst spendiert und einen Shuttleservice, der sie zur Arbeit bringt.

Bobby Dekeyser, 40, die Haare blond-grau gesträht, die Augen blau wie der Sommerhimmel, nimmt sich die Freiheit, gegen so ziemlich alle Regeln des Unternehmertums zu verstoßen. Er findet die Steuern nicht zu hoch, die Arbeitszeiten nicht zu kurz, einen Fünfzigjährigen nicht zu alt, um ihn einzustellen. Er selbst, Chef von 2350 Mitarbeitern, darunter Schwester, Schwager, alte Freunde, arbeitet „so ungefähr halbtags“. Wenn er nicht auf Reisen ist, frühstückt er mit seiner Frau und den drei Kindern, er läuft, schwimmt, fährt in einem seiner Oldtimer spazieren. Ein Arbeitszimmer hat er nur daheim, auf einem alten Bauernhof, aber nicht in der Firma, wo er mal hier ist, mal dort und häufig einfach weg. Der Kopf arbeitet natürlich immer,



Links: das Modell Orbit; oben: So lässt sich's arbeiten – der Wellnessbereich und der Fitnessraum von Dedon; rechts: die Fotopinnwand der Mitarbeiter.

„aber damit was dabei herauskommt, brauche ich die Ruhe, die Distanz“.

Wenn er in seinem silbernen Mercedes 190 SL Cabrio von 1955 durch Lüneburg fährt, sieht das alles – der Mann, das Auto, die Möbel, die Zahlen – eine Spur zu schön aus, um wahr zu sein. Zwei-, dreimal die Woche führt Dekeyser Medienleute durch seine Showrooms, die untergebracht sind in den ehemaligen Stallungen eines Husarenregiments, er führt sie durch die Wellnessbüros und an den großen Tisch, um den mittags alle sitzen wie eine Großfamilie und sich verwöhnen lassen von Adriana, einer sizilianischen Köchin. Er zeigt Fotos von dem Ballon, der einmal die Woche in die Luft steigt, im Korb eine Hand voll Dedon-Mitarbeiter. Es kommt nicht selten vor, dass die Journalisten nach einem solchen Rundgang fragen, wo man, bitte schön, seine Bewerbung abgeben könne. Das Wirtschaftswunder von Lüneburg. Dass es funktioniert, liegt an der Freiheit, die Bobby Dekeyser seinen Mitarbeitern gibt. Er nennt das Eigenverantwortung. Es macht gar nichts, wenn er selbst kein guter Kaufmann ist, solange er gute Kaufleute hat, die für ihn arbeiten, leidenschaftlich arbeiten, weil er ihnen ein Budget gibt und sie ansonsten in Ruhe lässt. Irgendwann trifft man sich

wieder und guckt, was dabei herausgekommen ist. Leistung, sagt Dekeyser, kommt von innen heraus, das hat nichts mit Arbeitszeiten

Dekeyser galt als Spinner, aber er machte einfach weiter.

zu tun, man muss die Leute ernst nehmen. Was er damit meint, demonstriert er beim Ausflug zum Dedon-Angelteich, hinter dem Adriana, die Köchin, bald einen Gemüsegarten anlegen will. Der Angelteich ist Hausmeisterrevier. Dekeyser hat dem Hausmeister dafür 15 000 Euro gegeben, er durfte alles so machen, wie es ihm gefällt. Herausgekommen ist dabei ein Bassin mit 500 Fischen, am Ufer steht ein Pavillon, der aussieht wie eine übergroße Version jener Gartenlauben im Allgäu-Schick, die man im Baumarkt kaufen kann. Dort treffen sich abends die Kollegen auf ein Gläschen. Die Anlage sieht aus wie ein Kleingärtnertraum, das Gegenteil vom edlen Dedon-Geschmack. „Ich hätte es anders gemacht“, sagt Dekeyser vorsichtig, aber das hier ist eben „Roberts Ranch“, wie ein

schmiedeeisernes Tor am Steg verkündet.

Bobby Dekeyser meint es ernst, sonst hätte er wohl kaum bis heute durchgehalten. Das Konzept hat nämlich nicht immer funktioniert. Zehn Jahre lang ist er „gerade so über die Runden gekommen“. Er galt als Spinner, aber er hat einfach weitergemacht, Kredite aufgenommen, für die ein Nachbar bürgte, manches Mal rettete ihn ein Auftrag in letzter Sekunde, außerdem sei er „ziemlich stur“, man könnte auch sagen: Er blieb sich treu. Wissen, was man will, und sich treu bleiben: Das ist für ihn Freiheit. Das heißt aber auch: „Freiheit muss man sich hart erkämpfen.“ Um herauszubekommen, was er wirklich wollte im Leben, musste Dekeyser erst mit einem zertrümmerten Gesicht im Krankenhaus liegen. Er war Fußballprofi, ein ziemlich erfolgreicher sogar, er spielte in Belgien, bei Bayern München, zuletzt war er Torwart bei 1860 München, Fußballer des Monats. Trotzdem war er unglücklich. „Ich war ein guter Sportler, aber im Grunde war ich kein Fußballer.“ Zum Fußball war er gekommen, weil die Fußballer immer schöne Mädchen hatten. Es hatte funktioniert: Mangelndes Talent habe er durch hartes Training kompensiert, und die Mädchen bekam er auch. Nachdem ihm ein Gegenspieler den Ellbogen ins Gesicht gerammt hatte, sollte Schluss sein mit



dem „Hyperdruck“. Auf einmal wusste er: Unternehmer wollte er sein. Nur eine Geschäftsidee hatte er nicht. Er fing an mit Ski-design, verkaufte Bastgiraffen aus Madagaskar, erinnerte sich, dass sein Großvater Henkel für Waschmitteltrommeln hergestellt hatte. Das Plastik war hübsch, Rattanmöbel mochte Dekeyser auch; also entwickelte er das Material weiter, bis er eine Faser hatte, aus der man Möbel flechten konnte.

Es sind sehr schöne Möbel geworden, wetterfest, auf den Philippinen handgefertigt. Zwei Wochen arbeitet ein Flechter an einem einzigen Stuhl; es ist wichtig, dass die Arbeiter nicht zu viele Überstunden machen, sie müssen in ihrem Rhythmus bleiben, sagt Bobby Dekeyser, ansonsten würden sie nicht mehr so perfekt flechten, das Produkt würde seine Seele verlieren. Ein bisschen klingt das nach Kommunismus, die Befreiung aus der Entfremdung von der Arbeit. Dabei ist Dekeyser ziemlich unpolitisch. Politik sei unüberschaubar geworden, er aber will einfach nur Geschäfte machen. Er ist ein fast unglaublich arbeitnehmerfreundlicher Arbeitgeber; und dieser Satz, ein Kompliment natürlich, wird ihm nicht gefallen. Er mag die Trennung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern nicht, dieses Gegeneinander, das von beiden Seiten ausgeht, Arbeitgeber und

Gewerkschaften wollen sich bloß noch gegenseitig kaputt machen, wo es doch ein Geben und Nehmen sein müsste. „Unsere Generation hat viel versaut mit ihrem Egoismus.“

„Wissen Sie“, sagt Bobby Dekeyser, „ich habe nichts gegen die Leistungsgesellschaft, gegen den Kapitalismus. Kapitalismus ist in Ordnung, solange nicht, wie in China, eine kleine Schicht dekadent reich wird. Kapitalismus ist o.k., solange der Profit geteilt wird.“ Das soziale Auffangnetz in Deutschland habe jedoch wenig mit Teilen zu tun, es führe nur dazu, dass einige wenige Verantwortung übernehmen und viele in Abhängigkeit gebracht werden. Dabei müsste jeder verantwortlich sein für seine kleine Welt, jeder ein kleiner Unternehmer. Was er ausdrücklich nicht meint, ist: Jede Firma müsste nur Kartrennen und gemeinsame Mittagessen einführen, um erfolgreich zu sein. „Es darf nicht aufgesetzt sein“, sagt er, „das muss von innen kommen.“ Unser Problem, sagt Dekeyser, ist, dass Unternehmer nicht mehr respektiert werden. „Früher war ein Unternehmer ein mutiger Mann, der etwas riskiert hat.“ Und heute? Manchmal hat er das Gefühl, er müsse sich rechtfertigen für seinen Erfolg.

In Deutschland ist so viel Freiheitswillen nicht immer wohl gelitten. Der Feind der Freiheit ist die Bürokratie. Als Dekeyser die Idee hatte,

seine Geschäftspartner vom Lüneburger Showroom aus über das Flüsschen Ilmenau mit dem Boot zum Restaurant fahren zu lassen, winkte der Bauleiter ab: Ein Steg müsste gebaut, ein Zaun durchbrochen werden, und um herauszufinden, wem die paar Quadratmeter Land zwischen Showroom und Flüsschen gehören, brauche man ein halbes Jahr. Gerade hatte Dekeyser Besuch vom Brandschutz. Er lässt die Firmenzentrale umbauen, an jeder Ecke steht ein Maler. Der Brandschutz hat Einwände, Bodenplatten aus Holz müssen entfernt werden. Die Sache wird 30 000 bis 40 000 Euro kosten. Eigentlich müsste Dekeyser wütend sein. Doch der wunderliche Unternehmer scheint unerschütterlich in seiner guten Laune. Er geht jetzt erst einmal für zwei Tage paddeln mit seinem Sohn. Natürlich wird er auch beim Paddeln arbeiten, im Kopf. Eine der Fragen, die ihn im Moment umtreiben, ist die, wie man, um Himmels willen, das Wachstum seines Unternehmens auf 30 Prozent drücken kann. Zu schnelles Wachstum ist ungesund, schlecht für die Kreativität, für die Qualität. Er will nicht, dass die Freiheit im Wachstum erstickt.

☞ Auf www.fluter.de: Heuschreckenalarm – warum Unternehmertum in Deutschland unter Generalverdacht steht.

Keine Macht für niemand

Die Sehnsucht nach Freiheit war von jeher eines der großen Themen der Popmusik. Eine Auswahl.

Text: Barbara Streidl

Kein Mensch kann sie wissen, kein Jäger erschießen. Es bleibt dabei: Die Gedanken sind frei!“ Jeder, der in Deutschland zur Schule ging, dürfte dieses Volkslied im Musikunterricht gesungen haben. Oder es in letzter Zeit als Untermalung des GMX-Werbspots gehört haben. Ob die Zeilen den Wunsch nach Freiheit weckten? Ganz sicher tat dies 1988 Gimme Hope Jo’anna von Eddy Grant. Jo’anna meint dabei keine Frau, sondern die südafrikanische Stadt Johannesburg. Die angesprochene Hoffnung ist der Wunsch nach dem Ende der Apartheid, die Schwarze aufgrund ihrer Rasse benachteiligte. Von einem friedvollen Erzbischof ist die Rede – gemeint ist der Erzbischof von Johannesburg Desmond Tutu – der sagt, dass die Freiheitskämpfer die Herrschenden überwinden werden. „Gimme Hope Jo’anna“ wird nicht nur in Europa ein Hit, sondern auch in Südafrika, wo die Befreiung des späteren südafrikanischen Präsidenten Nelson Mandela den politischen Umbruch und das Ende der Apartheid in den frühen Neunzigerjahren begleitet. Nicht nur politische Ungerechtigkeiten werden in Liedern thematisiert: Anfang der Siebziger entsteht weltweit eine Frauenbewegung, die um Gleichberechtigung kämpft. 1972 erscheint I Am Woman von Helen Reddy. Reddy singt: „And I’ve been down there on the floor. No one’s ever

gonna keep me down again – I am strong! I am invincible! I am woman!“ Das Stück wird mit einem Grammy ausgezeichnet; in der Dankesrede dankt Helen Reddy Gott mit den Worten „denn SIE macht alles möglich“. Im gleichen Jahr veröffentlichte Ton Steine Scherben in Deutschland das Album Keine Macht Für Niemand. Im gleichnamigen Lied heißt es: „Ich bin nicht frei und kann nur wählen, welche Diebe mich bestehlen, welche Mörder mir befehlen. Schreibt die Parole an jede Wand: Keine Macht Für Niemand!“ Das Lied erreicht eine ganze Generation. Bob Dylans Stück Hurricane (1975) erzählt die Geschichte des schwarzen Boxers Rubin „Hurricane“ Carter, der von einem rassistischen Justizsystem unschuldig verurteilt ins Gefängnis kam; angeklagt des dreifachen Mordes.

Bob Dylan singt: „Here comes the story of the hurricane, the man the authorities came to blame for somethin’ that he never done.“ Jahrelange Massenproteste und nicht zuletzt Dylans Lied führen zu einer Wiederaufnahme des Verfahrens: Nach 18 Jahren Haft kommt Hurricane 1988 frei.

Es gibt auch Stücke, die einfach im richtigen Moment auf-

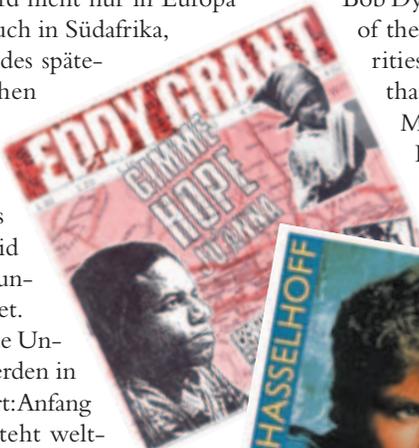


tau-

chen:

Als 1989 die Berliner Mauer fällt, ist die erste Single, Looking For Freedom, des amerikanischen Schauspielers David Hasselhoff überall zu hören. Gezielt wegen des Mauerfalls veröffentlicht Marius Müller-Westernhagen Freiheit. Die Hymne steht für das damalige Bedürfnis der Menschen nach Freiheitsliedern. Der vielleicht bekannteste Wendesong ist Wind Of Change von der Hannoveraner Band Scorpions. Mit Zeilen wie „Let your balalaika sing what my guitar wants to say“ führen die Scorpions wochenlang die deutschen Hitlisten an.

Im Timing geirrt hat sich dagegen Jahre später Eminem. Mit Mosh will er die Jugend Amerikas ermuntern, nicht George W. Bush zum Präsidenten zu wählen. Doch als das Stück acht Tage vor der Wahl 2004 auf den Markt kommt, sind alle Termine, sich in die





Wahlregister einzutragen, bereits verstrichen. Am 2. November 2004 wird George W. Bush erneut zum Präsidenten der USA gewählt. An die amerikanische Bevölkerung wandte sich 1988 auch Tracy Chapmans [Talkin' 'bout A Revolution](#). Vierzig Jahre nach der Verabschiedung der „Universal Declaration of Human Rights“ der Vereinten Nationen machten diese Zeilen die farbige Musikerin zur Stimme derer, die unter Arbeitslosigkeit und beruflicher Chancenlosigkeit litten: „Don't

you know, talking about a revolution sounds like a whisper while we're standing in the welfare line, crying in the doorstep of those armies of salvation, wasting time, in the unemployment line, sitting around, waiting for a promotion.“

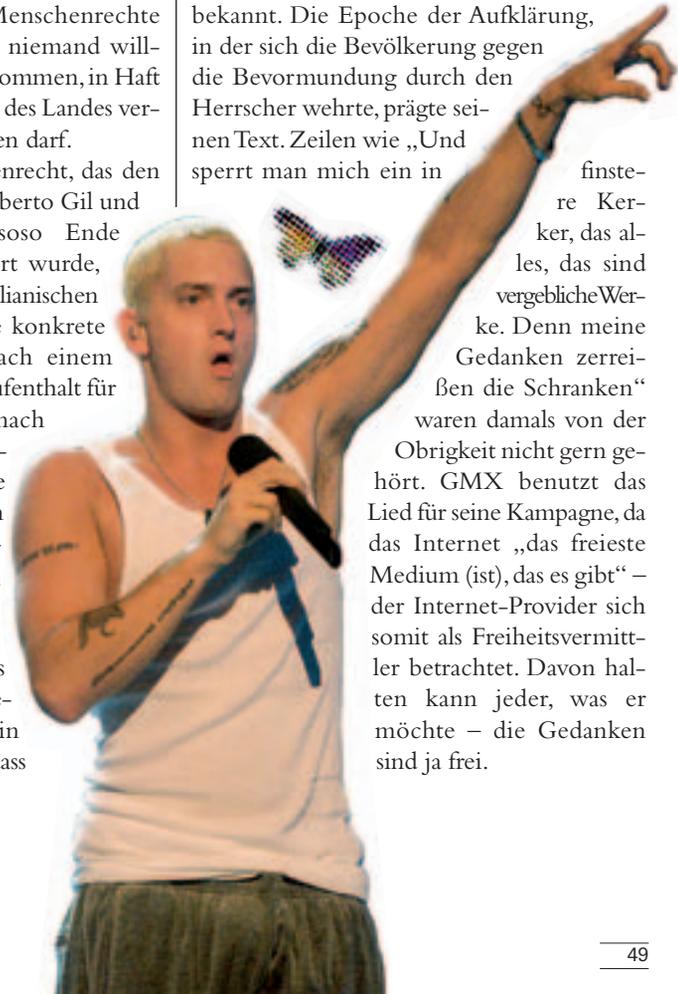
Im gleichen Jahr begann Tracy Chapman mit Bruce Springsteen und anderen die Konzerttour „Human Rights Now“ und forderte im Namen von Amnesty International die Wahrung der Menschenrechte ein. In Artikel 9 der Menschenrechte heißt es, dass niemand willkürlich festgenommen, in Haft gehalten oder des Landes verwiesen werden darf.

Ein Menschenrecht, das den Musikern Gilberto Gil und Caetano Veloso Ende 1969 verweigert wurde, als sie von der brasilianischen Militärdiktatur ohne konkrete Anklage verhaftet und nach einem mehrmonatigen Gefängnisaufenthalt für drei Jahre ins Zwangsexil nach

London abgeschoben wurden. Dem Regime dürfte die Musik der beiden missfallen haben: In Velosos erfolgreichem Lied [Alegria Alegria](#) heißt es: „ohne Dokumente, ohne Taschentuch“, womit er auf das Verschleppen eines Menschen anspielt. Gil wiederum sang zum Beispiel in [Miserere Nobis](#): „Ich hoffe, dass

ein Tag kommen wird, an dem es nicht nur ein halbes Brot für alle geben wird.“ Er konnte seine politischen Aktivitäten erst nach dem Ende der Militärdiktatur 1985 legalisieren und unterstützte den Wahlkampf des heutigen brasilianischen Staatspräsidenten Luis Inácio „Lula“ da Silva. Seit dem 1. Januar 2003 ist er brasilianischer Kulturminister. Dass Musik von Regierungen kritisch betrachtet wird, ist allerdings kein neues Phänomen. Denn auch das Volkslied „Die Gedanken sind frei“ war Mitte des 19. Jahrhunderts für einige Jahre verboten. Es entstand zwischen 1780 und 1800, Komponist und Textdichter sind unbekannt. Die Epoche der Aufklärung, in der sich die Bevölkerung gegen die Bevormundung durch den Herrscher wehrte, prägte seinen Text. Zeilen wie „Und

sperrt man mich ein in finstere Kerker, das alles, das sind vergebliche Werke. Denn meine Gedanken zerreißen die Schranken“ waren damals von der Obrigkeit nicht gern gehört. GMX benutzt das Lied für seine Kampagne, da das Internet „das freieste Medium (ist), das es gibt“ – der Internet-Provider sich somit als Freiheitsvermittler betrachtet. Davon halten kann jeder, was er möchte – die Gedanken sind ja frei.





Wo ist die Antwort?

Fragen zur Freiheit – vier im Heft und vier im Internet: antworten und gewinnen.

Welches Land schenkte den USA die Freiheitsstatue?

- r) Kanada
- s) Frankreich
- t) Australien
- u) England

Während des Irakkriegs setzten sich US-Politiker dafür ein, die Pommes frites umzubenennen. Wie sollte die neue Bezeichnung lauten?

- g) French Fries
- h) Freedom Fries
- i) Frozen Fries
- j) Franklin Fries

Wie heißt die deutsche, von Tony Marshall gesungene Version des David-Hasselhoff-Hits „Looking For Freedom“?

- u) „Auf der Straße nach Osten“
- v) „Auf der Straße nach Norden“
- w) „Auf der Straße nach Süden“
- x) „Auf der Straße nach Westen“

Welches europäische Land hatte als erstes eine geschriebene Verfassung?

- a) Schweden
- b) Belgien
- c) Polen
- d) Frankreich

Notiere die vier Buchstaben der richtigen Antworten.

Vier weitere Fragen findest du im zweiten Teil des Rätsels unter www.fluter.de. Dort erfährst du auch, was es zu gewinnen gibt.

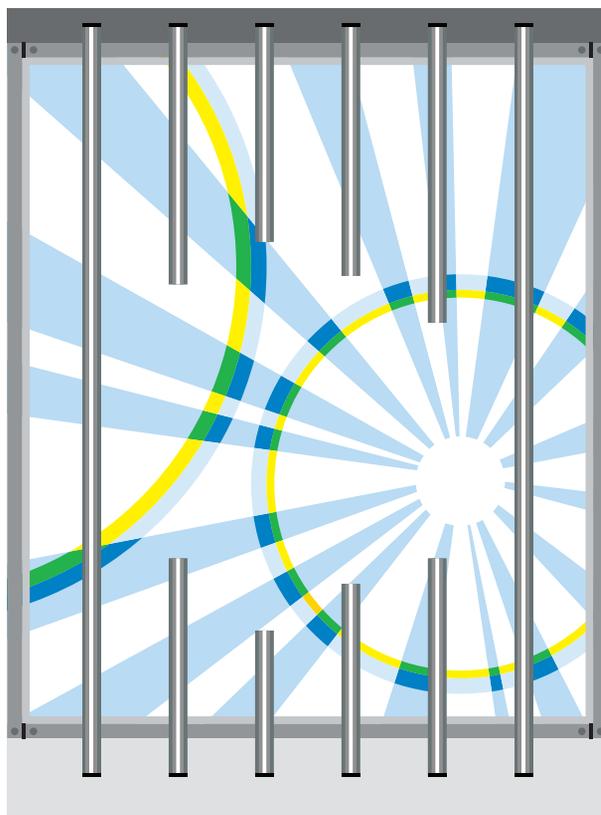
Das gesuchte, acht Buchstaben lange Lösungswort ist ein Verb, das einen von der Erdanziehung befreiten Zustand beschreibt. Schicke die Lösung an: gewinnen@fluter.de

oder an:

Redaktion und Alltag

Stichwort: fluter-Rätsel

Pasteurstraße 8 / 10407 Berlin



Es lebe die Freiheit!

Im Sommer geht es bei fluter.de um die große Freiheit. Wir fragen nach dem Freiheitsbegriff im Grundgesetz, schreiben über das Kino im "Land der unbegrenzten Möglichkeiten" und über den Boom der Benimmbücher. Je mehr Regeln, desto freier?

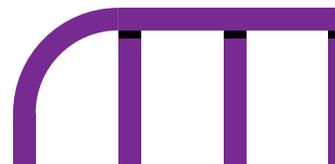
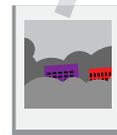
Wir berichten aus Afghanistan, einem Land, das die Freiheit gerade für sich erobert, und fragen, welchen Stellenwert die unternehmerische Freiheit in Deutschland hat.

Wie baue ich mir eine Utopie:
Der "Whole Earth Catalogue" war ein Selbstbaukasten für Aussteiger/innen, als Versandhauskatalog getarnt. Wir stellen ihn für Neueinsteiger/innen als Buch des Monats vor. Im Heimkino spielt Rainer Werner Fassbinder sich durch das "Faustrecht der Freiheit".

"Freiheit kann man einem zwar lassen, aber nicht geben", schrieb Friedrich Schiller vor über 200 Jahren. Was ist dran am Label "Dichter der Freiheit"?

Und bei Mitmachen:
Raunen, Flüstern, Munkeln. Sag uns deine Meinung!

fluter leuchtet ein.



Der Timer ist da! 2005/2006



Mitwissen, mitreden, mitmischen:

Der Hausaufgabenkalender der bpb enthält zu jedem Kalendertag interessante Informationen aus aller Welt, aus Politik und Zeitgeschichte, Gesellschaft und Kultur. Jede der 52 Wochen ist auf je einer Doppelseite im speziellen Timer-Design gestaltet und farbig bebildert. Dazu gehört ein ausführlicher Serviceteil. 160 Seiten im DIN-A5-Format.

Achtung: Versand an Schuladressen nur vor und nach den Sommerferien, wenn die Sekretariate besetzt sind. Lieferung leider nur an Inlandsadressen und nur so lange der Vorrat reicht. **Neu:** Der Luxustimer mit **Hardcover** --- (Inhalt bleibt gleich)

Bestellen kann man so:

→ **Online** --- www.bpb.de/timer

→ **Fax** --- (0 18 05) 84 63 72 72
(12 Cent pro Minute)

→ **Postkarte** --- bpb-Timer,
Postfach 810627, 30506 Hannover

→ **SMS** --- 84422 (49 Cent pro SMS)

(Muster: timer, einzelexemplar, normal,marie muster, musterweg 1, 00000 musterdorf); leider nicht aus dem D1-Netz. Kommas nicht vergessen!

Auslieferung: Firma youngkombi
im Auftrag der bpb.

Bereitstellungspauschalen:

Anzahl	Normal	Luxus	Versand
1-4	2,00 €	4,00 €	3,00 €
5-99	1,00 €	3,00 €	5,00 €
ab 100	0,75 €	2,00 €	9,00 €

www.bpb.de/timer